

Helmut Leppert

Am 12. 3. 1928 wurde ich in Mylau (Vogtland) geboren. Mein Vater arbeitete als Zimmermann, meine Mutter war ab und zu in einem Textilbetrieb beschäftigt, denn die Jahre bis 1933 waren von großer Arbeitslosigkeit gekennzeichnet. So erinnere ich mich noch, dass meine Mutter des morgens ganz verstohlen aus dem Haus schlich, damit niemand es mitbekam, dass sie zur Arbeit ging, denn es wurden damals keine „Doppelverdiener“ geduldet.



Unsere Wohnung bestand aus Wohnküche und Schlafzimmer. Der Abort befand sich, wie damals üblich, auf halber Treppe und wurde von 2 Familien benutzt. Bis zu meinem zehnten Lebensjahr war mein Schlafplatz im Schlafzimmer meiner Eltern. Dann bekam ich mein eigenes Zimmer in Form einer Bodenkammer, aber ohne Elektroanschluss und Heizung.

Von den politischen Aktivitäten in der Kleinstadt bekam ich nur so viel mit, dass sich die Kommunisten mit den Nationalsozialisten hin und wieder verprügelten. Meine Eltern hielten sich aus Allem heraus.

1933 schaute ich mit 5 Jahren neidisch auf die Jungen in meiner Straße, die dem Deutschen Jungvolk nach ihrem zehnten Lebensjahr beigetreten waren und die mit leuchtenden Augen von vielen Begebenheiten berichten konnten.

Nach 1933 besserte sich die wirtschaftliche Lage der Bevölkerung recht schnell. Alle waren zufrieden, denn jedermann hatte nunmehr Arbeit.

Die Autobahnbaustellen waren beeindruckend. Die Textilindustrie der Heimatstadt und der Nachbarstädte boomte. Es ging voran nach vielen Jahren der Rezession, es wurde immer besser. Die Menschen lachten wieder. Von Kriegsvorbereitung war in der verschlafenen Kleinstadt nichts zu spüren. Die Nationalsozialisten hatten scheinbar mit den Kommunisten Burgfrieden geschlossen, denn eine Verfolgung der Regimegegner gab es in der Kleinstadt nicht.

Bis zum Anfang des 2. Weltkrieges war sogar der Bürgermeister in der Stadt tätig, der vor 1933 der SPD angehörte. Erst nachdem dieser 1939 als Offizier zur Wehrmacht eingezogen wurde, hatte man seinen Nachfolger eingesetzt, der der NSDAP angehörte.

Jubel herrschte über die Rückkehr des Saarlandes, die Heimkehr Österreichs ins Reich und die Angliederung des Sudetenlandes, die Olympischen Sommer Spiele, das Münchener Abkommen und vor allem die Zerschlagung des Versailler Vertrages.

Ab 1938 wurde ich dann Mitglied im Deutschen Jungvolk (DJ), trug mit Stolz meine Uniform und nahm regelmäßig an allen Veranstaltungen teil. 1941 wurde ich Jungenschaftsführer, und 1943 bereits Fähnleinführer.

Nach dem Abschluss der Höheren Handelsschule 1943 bot mir der damalige Oberbannführer an, als hauptamtlicher HJ-Führer zu arbeiten. Für mich gab es kein großes Überlegen, während mich mein Vater während eines Wehrmachturlaubs davor warnte. Sein Argument war: „Politik ist eine Hure!“

Trotzdem sagte ich begeistert zu.

Nunmehr hatte ich ein weiteres Fähnlein „Reichenbach Land“ zu betreuen und war der Standortführer der HJ in meinem Heimatort.

Wenn heute von Historikern behauptet wird, dass der Dienst in der Hitlerjugend die Vorbereitung auf den Kriegsdienst war, so beweist es, dass diese Leute sich mit der Thematik nicht oder nur sehr schlecht befasst haben.

In meinem Entscheidungsbereich gab es keine „Kriegsspiele“,

wir fuhren ins Zeltlager, veranstalteten Heimabende und Sportwettbewerbe, sammelten Altstoffe und machten mit Begeisterung Geländespiele mit der obligatorischen Keilerei am Ende, gingen gemeinsam zu den Jugendfilmstunden, ins Konzert und ins Theater. Wir hatten einen Chor und eine Musikgruppe, bestehend aus Mädchen und Jungen.

Die HJ-Gefolgschaft meiner Heimatstadt hatte eine Motorschar, die ein ausrangiertes Motorrad durch viel Eigeninitiative immer wieder zum Leben erweckte. Eine weitere Fliegerschar bastelte aus Papier und Leinwand Modellflugzeuge.

Wer etwas auf sich hielt, war im Jungvolk.

Dabei betätigten wir uns auch als Lausbuben. Wir stahlen Blumen aus dem Stadtgarten zum Geburtstag unserer Mütter, stibitzten Wäschepfähle aus Pfarrers Garten und ließen sie im Fluss abwärts schwimmen, warfen Schneebälle in offene Fenster, machten die beliebten Klingelrutscher, warfen Stinkbomben in Hausbriefkästen, aber halfen auch behinderten Bürgern über die Straße und schoben Handwagen von Frauen, die aus dem Wald Bruchholz geladen hatten.

Kriegsende 1945

Kurz vor dem Einmarsch der Amis kam es im Stadtrat zu folgendem Auftritt:

Der Bürgermeister stellte den anwesenden Ratsmitgliedern die Frage: „Verteidigen wir unsere Stadt, oder nicht, wenn der Ami die Stadt besetzen will?“

Als er vom Ortsgruppenleiter der NSDAP wissen wollte, welche Verteidigungswaffen zur Verfügung standen, blickte dieser beschämt zu Boden und antwortete: „3 Pistolen, ein Gewehr und eine Panzerfaust. Die örtliche Volkssturmeinheit besteht aus 6 Personen.“

„Also machen wir es wie alle anderen Bürger der Stadt und hängen die weiße Fahne heraus und ergeben uns!“

Nun tauchte ein weiteres Problem auf: Wer bringt die Fahne auf das Dach der Burg?

Und siehe da, ein Ratsmitglied hatte es im Kreuz, ein anderer war nicht schwindelfrei, der Nächste hatte eine schlimme Hand...

Alles in Allem hatten Alle Angst die Fahne heraus zu hängen, denn wenn die Stadt später von Wehrmachtsverbänden zurückerobert wurde, hatte derjenige mit dem Standgericht zu rechnen.

Dann kam der erlösende Vorschlag: „Der Standortführer der HJ soll die Fahne aufs Dach bringen.“

Also wurde der Ratsdiener losgeschickt mit dem Befehl: „Der Standortführer der HJ hat die weiße Fahne aufs Dach der Burg zu bringen.“

Als ich diese Nachricht erhielt, konnte ich nur noch den Kopf schütteln. Ich teilte dem Bürgermeister mit, dass ich von ihm keine Befehle entgegennehme und diesen Auftrag verweigere.

Den einrückenden Amis war dies egal, ob auf dem Turm der Burg eine weiße Fahne hing oder nicht.

Tags darauf erhielt ich die Aufforderung von einem Zivilisten mit weißer Armbinde „Deutsche Polizei“, mich um 14 Uhr in der Polizeiwache einzufinden. Als ich dort ankam, warteten schon der Ortsgruppenleiter der NSDAP, der Bürgermeister der Stadt und der Gemeindepfarrer vor der Tür.

Der Ortsgruppenleiter, ein übergewichtiger Fleischkonservenvertreter, klopfte sehr aufgeregt an die Tür der Polizeiwache.

„Come in“!

Wir traten ein. Paul der Ortsgruppenleiter, sehr aufgeregt, schlug aus alter Gewohnheit die Hacken zusammen, hob seinen Arm und grüßte: „Heil Hitler“!

Ich konnte das Kommende auch durch einen kräftigen Rippenstoß nicht zu verhindern. Allen blieb der Atem weg.

Wie werden die amerikanischen Offiziere auf diese Provokation reagieren?

Paul wurde gefragt: „*What's your name*“?

Der Offizier kam auf Paul zu und sagte in fast einwandfreiem Deutsch zu ihm: „Diese Scherze lassen wir jetzt“!

Alle atmeten auf. Der Offizier hatte die Aufgeregtheit Pauls und auch den Rippenstoß bemerkt. Ein weiterer Offizier forderte uns auf, dass wir uns loyal zur Besatzungsmacht verhalten sollten, die NSDAP und die Hitlerjugend erklärte er in der Kleinstadt für aufgelöst, den Bürgermeister für abgesetzt. Alle sollten sich auf Abruf bereithalten.

Ich wurde noch zurückgehalten.

Der Offizier betonte nochmals, dass der Hitlergruß auch zwischen den Jugendlichen verboten ist.

Mir war klar geworden, die Amis hatten bemerkt, dass meine Jungen mich auch nach der Besetzung der Stadt weiterhin mit erhobenem Arm grüßten.

Für mich war der Zusammenbruch des Dritten Reiches eine persönliche Katastrophe. Alles an das ich bisher geglaubt hatte war nicht mehr aktuell. Hatte ich doch gehofft, dass die Ankündigungen des Einsatzes von deutschen Wunderwaffen eine Wende im Kriegsgeschehen herbeiführen werden. Dass die Verkündigung der Durchhalteparolen das Werk einer Verbrecherbande war, wurde mir erst viel später bewusst.

Plötzlich gab es aber auch keine Nationalsozialisten mehr. Der Schulleiter aus dem Nachbarhaus, der immer mit seinem großen Parteiabzeichen am Revers

der Jacke durch die Straße stolziert war, schien mich nicht mehr zu kennen. Die Nachbarin gegenüber, die doch so stolz gewesen ist, als ihr Ehemann bei der Wehrmacht endlich doch Gefreiter geworden war, schwärmte nunmehr vom Kommunismus, denn sie war schon immer gegen Hitler gewesen. Die Nachbarin in der oberen Wohnung beantwortete nicht einmal mehr den Gruß, den ich ihr entbot, denn auch sie hat auf einmal schon immer auf den Sturz des Dritten Reiches hingearbeitet. Die Bäckersfrau ließ mich im Laden einfach stehen, ohne mich zu bedienen.

Ich verstand die Welt nicht mehr. Jahrelang hatte ich in der Straße gelebt, Freunde gehabt und liebe Nachbarn, war überall geschätzt, und jetzt schauten diese Leute zur Seite, wenn ich ihnen auf der Straße begegnete.

In Räumen verstummen die Gespräche, sobald ich erschien.

Leute, die einmal Radio London gehört oder Hitlerwitze weitererzählt hatten, hielten sich jetzt für Widerstandskämpfer.

Brüdern und Schwestern wurden denunziert, Nachbarn verraten Nachbarn aus Neid und Rachegeist.

Herr A. aus der Vorstadt, der mich einst darum gebeten hatte seinem Sohn bei der Bewerbung als künftigen „Wehrbauer“ behilflich zu sein, war nunmehr überzeugter Kommunist, der im Wohngebiet alle ehemaligen Sympathisanten des 3. Reiches bedrohte. Der Mann hatte damals gewusst, dass sein Sohn als Landdienstfreiwilliger seinen Wehrdienst bei der Waffen-SS abzuleisten hatte. Solche Gesinnungslumpen hatten nunmehr ihre Heimat im kommenden Staat gefunden.

Was war aus Deutschland geworden?

Was wird morgen sein?

Es versank eine Welt, in der ich mich sehr wohl gefühlt hatte.

Wenn ich an die Zukunft dachte, erschien alles in schwarzem Nebel zu versinken. Werden die Schikanen mir gegenüber weiter gehen? Ich ahnte, dass die Mächte, die jetzt die Herren sein werden, keinesfalls mit der Bibel in der Hand kommen. Sie werden Hass, Rache und Vergeltung üben.

Schlimm war, dass nun auch die Hitlerjugend, die treueste Gefolgschaft Hitlers, nun ebenfalls zur verbrecherischen Organisation erklärt wurde und ihre ehemaligen Mitglieder als kleine Verbrecher galten.

Als ich meinen Patenonkel, einen älteren Wollvertreter, um Rat fragte, sagt dieser nur: „Halte Dich jetzt aus allem heraus! Die Kommunisten der Stadt haben Dich im Visier, sei vorsichtig“!

„Gibt es denn bei uns Kommunisten“?

„Aber ja, sie schlüpfen jetzt aus allen Löchern! Erst haben sie in der Rüstungsindustrie den Krieg verlängert und sich vom Wehrdienst gedrückt, aber jetzt wittern sie Morgenluft! Du solltest auch wissen, dass zwei Deiner Verwandten hier in der Stadt Mitglieder der ehemaligen Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD) gewesen sind.“

Die USPD wollte aber einen deutschen Kommunismus und hat den sowjetischen Kommunismus abgelehnt. Deshalb gab es auch immer wieder Auseinandersetzungen zwischen den Kommunisten und den Anhängern der USPD.

Aber jetzt gehören diese Leute zu den Befürwortern der neuen Machthaber. Nimm Dich vor allem vor Brettschneider in acht, der jetzt der starke Mann zu sein scheint. Brettschneider war hin und wieder als Kutscher bei einer Spedition beschäftigt, bekannt als Alkoholiker und auch dafür, dass er auch sehr gut ohne Arbeit auskommen konnte, nicht zuletzt er auch noch zwei linke Hände sein eigen nannte. Auf alle Fälle hatte er sich erfolgreich vor der Einberufung zum Wehrdienst gedrückt. Sein Kommentar war immer wieder gewesen: „Iiiech biie krank“! Sein gesundes Aussehen und sein arrogantes Auftreten bewiesen jedoch das Gegenteil.“

Als selbst ernannter „Polizeikommissar“ sollte sich Brettschneider innerhalb kurzer Zeit, aufgrund seines brutalen Verhaltens, den Spitznamen „Roter Henker von Mylau“ erwerben.

Zwei Tage später wurde ich durch die deutsche Polizei wiederum zur Polizeiwache befohlen.

Brettschneider stellt sich als der neue „Polizeikommissar“ vor.

Ich dachte an die guten Ratschläge meines Patenonkels, als ich die wüsten Beschimpfungen dieses Mannes über mich ergehen ließ. Nunmehr erinnerte ich mich an diesen Mann, der immer mit finsterem Blick dastand und dem emsigen Treiben der Mädchen und Jungen des JM und des Jungvolkes zusah, denn seine ehemalige Arbeitsstelle grenzte unmittelbar an das Gelände des Jugendheimes der Hitlerjugend.

„Du werst jetzt Dei Schuld biesen, wir wern Dir das arbeten beibringen“!

Mir verschlug es den Atem. Ich konnte es mir nicht verkneifen zu fragen,

„Was ist meine Schuld, und ausgerechnet Sie wollen mir das Arbeiten beibringen“?

Der neue Polizeikommissar Brettschneider antwortete hochrot im Gesicht:

„Das werst de schu sehn, und sei net so frech, denn Dei Zeit is jetzt vorbei. Jetzt herrschen anere Sitten!

Ab heit wirst De nachts hier in der Polizeiwach übernachten!

Am Tage werst De auf'm städtischen Bauhof Wiedergutmachungsarbeiten leisten.

Und zu Deiner Schuld: Du hast einen Jungen geschlagen!

Außerdem werst De für die Schandtaten der Nazis in den KZs bestraft“!

Ich fragte „Wen habe ich geschlagen, und was sind KZs“?

Brettschneider nannte den Namen eines Jungen, der in der Stadt als Rowdy bekannt war.

„Vertritt die neue deutsche Polizei jetzt die Interessen derartiger Leute“? fragte ich.

Ich erinnerte mich diesem Jungen eine Ohrfeige verpasst zu haben, nachdem dieser mir auf meine Frage geantwortet hatte: „Du kannst mich mal am A...“!

„Dei Frooch nach den KZs is ne Frechheit! Weißt De nich, dass unschuldige deutsche Kommunisten in Hitlers KZs gequält und ermordet wurden“?

Ich hatte noch nie von derartigen Dingen gehört.

„Wie kann ich für etwas bestraft werden, wovon ich noch nie etwas gewusst habe“?

Brettschneider ließ sich auf keine weitere Diskussion ein.

Ich wurde in eine Zelle eingeschlossen, wo ich den restlichen Tag und die Nacht verbringen musste.

Immer wenn Brettschneider die Zelle betrat, verlangte er, dass ich von der Pritsche aufzustehen und Habachtstellung einzunehmen habe. Ich verweigerte dies mit der Bemerkung: „Wem ich Achtung erweise, entscheide ich allein“! Immer dann kam es zu Wutausbrüchen Brettschneiders.

Am nächsten Tag hatte ich mich auf dem städtischen Bauhof zu melden. Zum Glück befand sich dieser ganz in der Nähe der elterlichen Wohnung, sodass ich meiner Mutter Nachricht geben konnte, wie mit mir verfahren wurde.

Ich musste Generatorholz hacken.

Im Krieg wurden Lkws aus Treibstoffmangel auf Holzgasantrieb umgerüstet. Die Kleinstadt betrieb einen derartigen Lastwagen und dieser brauchte gehacktes Holz.

Alle Kriegsgefangenen waren schon kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner auf und davon, sodass hier Bedarf an einer Arbeitskraft bestand.

Oft wurde ich von meinen Freunden besucht.

„Mensch, hau ab nach Bayern, wo dich keiner kennt“! meinten diese.

„Ich habe nichts verbrochen! Was wir im Jungvolk gemacht haben, war doch nicht schlecht! Wenn ich verschwinden würde, hätte dieser Brettschneider doch recht gehabt. Das würden viele meiner Freunde nicht verstehen! Ich bleibe hier“!

Tage später musste ich Baracken der ehemaligen „Ostarbeiter“ säubern.

Was ich dort zu sehen bekam, überstieg mein Vorstellungsvermögen.

Die Barackenwände waren tapeziert. Aber hinter den Tapeten befanden sich Wanzenester von der Größe einer Handfläche, die ich beseitigen musste.

Wie konnten Menschen nur unter derartigen Verhältnissen leben!

Dabei ging es den Ostarbeitern in der Kleinstadt nicht einmal schlecht. Sie arbeiteten in einer Textilfabrik. Abends saßen sie immer vor ihren Baracken und sangen ihre schwermütigen russischen Lieder. Um die Baracken war noch nicht einmal eine Absperrung angebracht.

Warum konnten diese Menschen ihre Unterkünfte nicht ordentlich säubern?

Diese Frage stellte ich dem „Polizeikommissar“.

Er meint, dass diese Menschen brutal ausgebeutet wurden, sodass sie für so etwas keine Zeit hatten.

Ich wusste, dass jeder weitere Kommentar überflüssig war, denn Brettschneider würde auf seine primitive Art antworten.

Nach reichlich einer Woche waren die Wiedergutmachungsarbeiten beendet. Ich konnte wieder zu Hause schlafen.

Vierzehn Tage ließ man mich in Ruhe. Dann hatte man sich etwas Neues ausgedacht, denn ich musste mich in einer Textilfabrik zur Arbeit melden.

Bei der Einstellung wurde ich nach meinem Beruf gefragt.

„Ich habe die Höhere Handelsschule in R. besucht und besitze die mittlere Reife“.

Der Personalchef wusste, dass Jugendliche mit einer derartigen Ausbildung gefragt waren.

„Schade, wir sind angehalten, Sie für untergeordnete Arbeiten einzusetzen.“
Brettschneiders Einfluss ging sogar bis hierher.

Die Odyssee begann

Es kam gar nicht mehr zum Arbeitsbeginn.

Am nächsten Tag wurde ich wieder zur Polizeiwache bestellt.

Brettschneider, nunmehr sehr gut gekleidet, mit ledernen Stiefeln, Reithosen und einer grünen Lodenjacke, machte einen imposanten Eindruck. Alle wussten, dass die „deutsche Polizei“ die Villa eines Textilfabrikanten ausgeräumt hatte, der zuvor von Brettschneider verhaftet und nach Zwickau ins Zuchthaus „Schloss Osterstein“ gebracht worden war.

Brettschneider schwadronierte:

„Du werst nach Zwickau ins Zuchthaus gebracht. Dort kannst du mit Deinesgleichen den Rest Deiner Stroof absitzen“!

Ich wagte zu antworten, „wieso Strafe? Muss man nicht erst einmal rechtskräftig verurteilt sein, um eine Strafe abzusitzen“?

„Kommt alles noch“!, war seine Antwort.

Brettschneider lieferte mich im Zuchthaus Schloss Osterstein ab.

Er verabschiedet sich mit einem zynischen Grinsen, „Viel Spaß, der Herr!“

Nach der Überprüfung der Personalien musste ich den Gürtel der Hose und die Schnürsenkel der Schuhe abgeben. Dann wurde ich in eine Zelle im großen Zellenhaus gesperrt.

Die Zelle lag im 2. Stock.

Im Stockwerk darüber waren Kriminelle untergebracht, deren Vergehen so schwer waren, dass sogar die neuen deutschen Polizeiorgane ihre Entlassung verhindert hatten.

Die Aufseher, ehemalige politische Häftlinge, hatten diese Gefangenen unterrichtet, dass unter ihnen nunmehr faschistische Schwerverbrecher einquartiert waren.

Die Reaktion folgte natürlich auf dem Fuß. Sie kippten ihre Notdurftkübel laufend aus den Zellenfenstern. Die Brühe rieselte an der Wand nach unten in die Fenster der angeblichen Schwerverbrecher. Es stank erbärmlich.

Beschwerden der Betroffenen wurden mit der Bemerkung abgetan: „Recht so“!

Als „Begrüßung“ durfte ich nachts auf dem Betonfußboden schlafen. Die Nächte waren kalt. Decken gab es nicht. Nach zwei Tagen wurde wenigstens das aufgeklappte Bett aufgeschlossen. Das Bett war lediglich eine blanke Holz-Pritsche.

In der vierten Woche, am 30. 6.1945, drang nachts großer Lärm von der Straße bis in die Zellen. Schüsse hallten durch die Nacht. Begann der Krieg wieder? Am Morgen ließ man die Handwerker nicht zur Arbeit.

Es gab keine Wassersuppe.

Gegen 9.00 Uhr wurden die Zellen aufgeschlossen. Alle Gefangenen mussten auf dem Gang antreten.

Im gesamten Zellenhaus befanden sich rote Fahnen. Transparente mit der Aufschrift: „Wir begrüßen die Rote Armee“! hingen an den Geländern.

Der Direktor der Haftanstalt gab bekannt:

„Heute Nacht sind die amerikanischen Truppen abgezogen und in unser Gebiet ist die Rote Armee eingerückt. Nun mehr kann davon ausgegangen werden, dass alle hier einsitzenden Naziverbrecher verurteilt werden.“

Auf diese Eröffnung erfolgte ein ohrenbetäubendes Geheul der Kriminellen im oberen Stockwerk, verbunden mit Beifallsrufen der ehemaligen politischen Häftlinge und nunmehrigen Aufsichtsbeamten.

„Was wird nunmehr? Verbringe ich meine Jugend im Zuchthaus“?

Zwei Tage später wurde ich zum Verhör geholt.

Ein sowjetischer Major hatte meine Akte vorliegen, lächelte mich an und meinte, dass ich sofort entlassen werde.

Ich wurde noch am selben Tag zur deutschen Kriminalpolizei gebracht.

Dort lagen die Entlassungspapiere bereit. Ich bekam sie erst ausgehändigt, als ich mit meiner Unterschrift bestätigt hatte, dass ich Stillschweigen über die Vorkommnisse im Zuchthaus bewahren und dass ich mich nie wieder politisch betätigen werde. Dann stand ich auf der Straße, zwar mit einem Entlassungsschein, aber ohne einen Pfennig Geld. Bis zu meinem Heimatort waren es rund 35 km.

Ich ging zum Bahnhof in Zwickau, bettelte mir auf dem Vorplatz das Fahrgeld zusammen. Die Leute wussten schon, wo ich herkam, ohne dass ich ein Wort sagen musste.

Nach reichlich vierzehn Tagen, am 12. August 1945, wurde ich nachts von der deutschen Polizei abgeholt.

Auf der ehemaligen Polizeiwache waren schon mehrere Verhaftete zugegen. Ich sah noch, wie mein Onkel, der jetzt als Hilfspolizist Dienst leistet, sich in einen Nachbarraum verdrückte. Ihm war es scheinbar unangenehm mit anzusehen, wie sein Neffe verhaftet und an die sowjetische Geheimpolizei ausgeliefert wurde.

Ich wurde ins Gefängnis der Nachbarstadt gebracht.

Zuerst wurden mir Gürtel und Schnürsenkel abgenommen. Aber das kannte ich ja schon zur Genüge aus dem Zuchthaus in Zwickau.

Ich war deprimiert. Meine Mutter und meine Freunde hatten doch recht behalten. Die Sowjets waren keine Menschenfreunde.

Eine Woche verbrachte ich allein in einer Zelle. Die Ausstattung der Zelle ähnelte der in Zwickau. Es gab keine Decken und auch keine Möglichkeit, sich zu waschen.

Die unheimliche Stille, die mich umgab, wurde nur unterbrochen vom Geklapper der Schüssel dünner Suppe, die mir ab und zu in die Zelle geschoben wurde.

Die Nerven lagen blank.

Umso größer war der Schreck, wenn plötzlich die Zelle aufgeschlossen wurde, weil der Schließer durch das Guckloch etwas gesehen hatte, was ihm nicht gefiel, oder wenn täglich der bewusste Kübel vor die Zellentür gestellt werden musste.

Was hatte man mit mir vor? War die erneute Verhaftung ein Versehen?

Der sowjetische Offizier hatte mich doch aus dem Gefängnis in Zwickau mit einem freundlichen Lächeln entlassen!

Nach einer Woche wurde ich zum Verhör gebracht.

Dies geschah nachts, damit die Bevölkerung nichts davon merkte.

Ich musste vor einem Sowjetsoldaten mit Bullenbeißergesicht hergehen, der mir eine Pistole in den Rücken drückte. Flucht war trotz der Nacht unmöglich.

Der Soldat würde sofort schießen, das sah man ihm an.

In einer Villa in der Nähe des Gefängnisses, Ecke Heinrich- und Wilhelmstraße hatte sich die sowjetische Geheimpolizei NKWD/MWD eingenistet. Im Keller, auf einem Briketthaufen, verbrachte ich die Nacht.

Gegen zehn Uhr wurde ich von einem Rotarmisten mit Maschinenpistole zum Verhör geholt.

Ein Leutnant und eine Dolmetscherin waren anwesend.

Auf dem Schreibtisch des Offiziers lagen Lederpeitsche, Stahlrute und Pistole.

Ich wollte die Sache abblocken und zeigte meinen Entlassungsschein aus Zwickau.

„*Großes Irrtum*“, so der Offizier. Den Entlassungsschein zerriss er und warf ihn zu Boden.

Als ich protestierte, schlug der Offizier mit einer Lederpeitsche mehrmals auf den Schreibtisch.

„Du Führer“?

„Ja, ich war HJ-Führer“.

„Was ist HJ“?

„Hitlerjugend“

„Ah, Werwolforganisation“!

„Die HJ war keine Werwolforganisation“!

Das ging so in dieser Art und Weise hin und her.

Beim weiteren Verhör stellte sich heraus, dass die Dolmetscherin sehr schlecht übersetzte, sowie es sich um längere Sätze handelte. Sie war eine ehemalige Ostarbeiterin, die sich unvollständige Deutschkenntnisse angeeignet hatte. Sie gebrauchte bei ihrer Übersetzung zwar deutsche Worte, im Satzzusammenhang ergaben diese Worte aber keinen Sinn.

Ich musste mehrfach um die Wiederholung der Übersetzung bitten. Das brachte die Dame in Wut. Sie fing an zu schimpfen, zumal sie bemerkte, dass auch der Offizier ihre Kenntnisse anzweifelte.

Als ich dann zu ihr sagte: „Sie sprechen sehr schlecht deutsch“, war es aus mit ihr. Sie verließ fluchtartig das Zimmer, der Offizier eilte hinterher. Das Verhör wurde abgebrochen und ich wieder im Kohlenkeller eingesperrt. In der Nacht brachte man mich mit Pistolenbegleitung wieder ins Gefängnis.

Zwei Tage später hieß es wieder: „Aufstehen! Mitkommen“!

Derselbe Ablauf, Pistole im Rücken, Keller, Verhör.

Diesmal war der Offizier nicht mehr so freundlich, die Dolmetscherin wird ihn entsprechend beeinflusst haben. Überraschenderweise sprach er auf einmal gebrochen deutsch.

„Du Hitlerjugend“?

„Ja.“

„Kakeu Rang“?

„Standortführer.“

Er sah auf seinem Schreibtisch Unterlagen ein. Er hatte ein Rangverzeichnis aller Waffengattungen der deutschen Wehrmacht vorliegen.

„Wehrmacht-Heer.. nix Standortführer,

Wehrmacht- Luft.... nix Standortführer,

Kriegsmarine..... nix Standortführer,

SS.....aha! Du Standartenführer“!

Ich versuchte ihm klarzumachen, dass dies ein SS-Rang war, der mit der Hitlerjugend nichts zu tun hat.

Vergeblich!

„Du Standartenführer“!

Als letztes Argument brachte ich noch an: „Ein Standartenführer steht im Rang eines Obersten. Ich bin erst 17 Jahre alt. Glauben Sie, dass man mit 17 Jahren bereits Oberst sein kann“?

„Bei Gitler alles möglich“!

Wie war es doch mit der Dummheit und den Göttern?

Seitdem hatte ich in den Vernehmungsakten als Rang

„SS-Standartenführer“ stehen.

Am nächsten Tag wurde die Sache schon ernster. Der Leutnant stellte sich als Jude vor.

„Du schießen mit Gewehr in HJ“?

„Ja.“

„Mit welches Gewehr“?

„Luftgewehr und KK-Gewehr“

„Was ist KK-Gewehr?“

„Kleines Kaliber.“

„Du schon Juden erschossen“?

„Nein.“

„Wer in Deutschland alle Juden erschossen“?

„Ich nicht! Wenn Sie Jude sind, dann sind Sie der erste Jude, den ich in meinem Leben sehe.“

Er zog wieder eine geflochtene Reitpeitsche unter dem Tisch hervor und schlug mit aller Wucht auf den Tisch.

„Du lügen“!

„Nein“

Dann schlug er mit der Peitsche auf mich ein.

„Ich zeigen, wie Faschisten Juden erschlagen“!

Ich spürte einen Schmerz, der wie ein Riss durch den gesamten Körper ging.

Ich biss die Zähne zusammen. Nur jetzt keine Schwachheit spüren lassen!

Der Offizier schlug weiter. Dann steckte der Leutnant die Peitsche wieder weg.

„So, du wissen, wie Methoden GPU“!

Ich schwieg, dann wurde ich wieder in den Keller gebracht.

Beim nächsten Verhör wollte der Offizier wissen, welche Leute in der SA, SS und dem SD gewesen sind. Ich antwortete: „Ich habe mit diesen Leuten nichts zu tun gehabt und kenne niemanden.“

Leider wurde mir nicht geglaubt.

Weitere Schläge, auch auf die Hände, Kopf und Gesicht folgten.

Ich war verzweifelt. Dann nannte ich einen Angehörigen des SD, der sich beizeiten abgesetzt hatte.

Bei einem SA-Mann wusste ich, dass dieser sich noch in amerikanischer Gefangenschaft befand.

Der Offizier gab sich zufrieden.

Weitere Verhöre folgten immer wieder mit Schlägen und Gebrüll.

Ich sollte das Protokoll unterschreiben. Dieses war russischer Sprache verfasst.

„Mir ist die russische Sprache unbekannt. Bitte übersetzen Sie mir das Protokoll“.

„*Marusja, dawei*“!

Marusja zuckte zusammen und stotterte wieder unzusammenhängende sinnlose Worte daher.

„Marusja ist keine Dolmetscherin, Marusja ist Ihr Problem“!

Ich wurde wieder ins Gefängnis zurückgebracht, aber diesmal nicht in meine Zelle, sondern in eine Gemeinschaftszelle, die mit zirka 20 Häftlingen belegt war.

Bekannte waren nicht in der Gemeinschaftszelle. Ich war der einzige Jugendliche. Die Mitinsassen waren alles kleine Funktionäre der NSDAP und zwei Fabrikanten.

Einer war dabei, der verhaftet wurde, weil er Lokomotivführer war. Allein das Wort „Führer“ in seiner Berufsbezeichnung hatte genügt, ihn als Faschist zu verhaften!

Ein Sattlermeister aus der Nachbarstadt wurde in die sowjetische Kommandantur bestellt. Er war von der Arbeit in seiner Werkstatt mit seiner grünen Arbeitsschürze und Holzpantoffeln hingegangen. In diesem Zustand befand er sich nunmehr im Gefängnis.

Allen war es bei den Vernehmungen ähnlich ergangen.

Einige hatten das Protokoll unterschrieben, andere wieder nicht.

Der Sattlermeister wurde erst vor einigen Tagen verhaftet. Er gab allen einen aktuellen Bericht über die Situation draußen.

Er berichtete, dass zurzeit vor allem Jugendliche des Jahrgangs 1929 verhaftet wurden, die kurz vor dem Zusammenbruch noch im Wehrrüchtigungslager Stegenwaldhaus in Bayern ausgebildet wurden, also noch nicht einmal Soldaten gewesen waren.

Die Angst der Sowjets vor dem Werwolf musste unermesslich sein.

Scheinbar aber wollten die Sowjets alle männlichen Jugendlichen, die ihnen in irgendeiner Art und Weise gefährlich werden können, isolieren.

Nach einigen Tagen verfrachtete man uns Insassen dieser Gemeinschaftszelle noch mitten in der Nacht auf einen LKW mit geschlossener Plane. Bewacht wurden wir von GPU-Soldaten mit aufgefanztem Bajonett. Es ging in Richtung Plauen.

Im Plauener Gefängnis, auf dem Hradschin, lieferte man uns ab.

Wir wurden in eine Gemeinschaftszelle gepfercht, in der schon ca. 20 Häftlinge waren. Liegen war aus Platzmangel unmöglich. Ich erhielt einen Platz in unmittelbarer Nähe zum Latrinenkübel. Dieser duftete nicht besonders gut.

Immer wenn ein Gefangener den Kübel benutzen wollte, musste er über mich hinweg steigen.

Die Deckenbeleuchtung brannte Tag und Nacht. Um nachts einigermaßen schlafen zu können, legten wir uns ein Taschentuch über die Augen, um dem grellen Licht nicht ausgesetzt zu sein.

Es ist war recht eigenartiges Gefängnis, denn alle Zellen waren kahl und ohne jegliche Einrichtung. Das ist aber auch nicht erforderlich, denn ohne Betten und Regale lassen sich somit wesentlich mehr Gefangene in die ohnehin kleinen Zellen pressen. Die fehlenden Einrichtungsgegenstände hatten die Sowjets sofort nach dem Einmarsch in Plauen aus dem gesamten Gefängnis entfernt und damit die Ausstattung in den Plauener Kasernen ergänzt, um die umfangreiche Garnison der Roten Armee unterzubringen.

Am nächsten Tag begannen die Verhöre. Ich wurde als einer der Ersten herausgeholt.

In ein Zimmer gestoßen kam ein dicker Major kommt auf mich zu und schrie, „Du Werwolf“!

„Nein“!

Und schon hagelten Schläge mit einer geflochtenen Peitsche auf mich nieder.

Ich sollte unbedingt unterschreiben, dass ich ein Werwolf gewesen bin.

Da ich dies immer wieder verneinte, wurde ich immer wieder mit Lederriemen, Stahlrute, oder mit der Faust auf's brutalste geschlagen.

Als dies das dem Offizier nicht genügte musste ich meine Hose ausziehen; er schlug dann mit seiner Stahlrute auf mein nacktes Hinterteil.

Ob ich das Protokoll dann unterschrieben hatte oder nicht, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls wurde ich nicht mehr vernommen.

Eines Nachts trieb man uns aus den Zellen. Diesmal waren Busse vorgefahren. Wir fuhren auf der Autobahn Richtung Dresden. Als die Busse den Berg vor Dresden hinab fuhren, konnte man das ganze Ausmaß der Zerstörung Dresdens sehen. Kein Haus war mehr zu sehen. Es standen nur noch die Schornsteine in den Häuserruinen, sowie eine einzige Trümmerlandschaft.

„Gelbes Elend“ Bautzen

Im „Gelben Elend“ in Bautzen, einem berüchtigten Zuchthaus, das Anfang des Jahrhunderts erbaut wurde und zur damaligen Zeit als modernste Strafvollzugsanstalt Sachsens galt, war Endstation.

Ein großes hölzernes Tor mit einem großen roten Sowjetstern öffnete sich vor uns. Durch dieses wurden wir auf einen langen Hof getrieben.

Der gesamte gelbe Zuchthauskomplex machte einen bedrückenden Eindruck. Beim Empfang wurden alle privaten Sachen abgenommen.

Ich wurde zusammen mit noch vier Häftlingen in eine Zelle gesperrt.

Der Ablauf war wie gehabt. Da in der Zelle nur vier Betten vorhanden waren, musste immer einer nachts auf dem Boden schlafen. Wenigstens gab es einen Tisch und Stühle.

Verpflegung war mager. Täglich gab es 500 gr. glitschiges Brot und zwei Mal dünne Graupensuppe.

Mir gelang es in der Lagerschuhmacherei Arbeit zu finden, obwohl ich von diesem Handwerk kaum Ahnung hatte. Dadurch war ich dem ewigen Lager-

allerlei entronnen und bekam außerdem noch hin und wieder einen Schlag Essen zusätzlich.

Dieser Zustand dauerte etwa vier Wochen.

Dann wurden nachts Namen aufgerufen. Wir Fünf aus der Zelle waren dabei.

Auf dem Gefängnishof erfolgte wieder Namenverlesung und mehrfacher Zählappell.

Die Zurückbleibenden drängten sich an den Zuchthausfenstern und beneideten alle, die unten auf dem Hof versammelt waren.

Es ging nach Hause.

Mit frohen Gesichtern marschierten wir Glücklichen zum Tor hinaus.

Irrtum!!

Vor dem Lagertor standen sowjetische Posten mit Maschinenpistolen und Hunden. Ein Dolmetscher schrie: „Wer einen Schritt zur Seite geht, wird erschossen“!

Wir wurden noch in der Nacht durch Bautzen zum Bahnhof getrieben, denn die Bewohner der Stadt sollten den Elendszug nicht bemerken. Viehwaggons standen bereit. Mit Kolbenstößen trieb man uns hinein und ab ging die Reise.

„Wohin verfrachtet man uns“?, fragten sich viele.

Nach mehreren Stunden Fahrt, im Morgengrauen, wurde durch die Ritzen der Waggonwände der Güterbahnhof von Riesa ausgemacht. Die Fahrt ging weiter. Gegen Mittag war Halt auf dem Abstellgleis eines kleinen Bahnhofs. Von Weitem war der Name Neuburxdorf zu erkennen.

Sofort mussten wir die Waggons verlassen.

Das trübe und regnerische Wetter passte zu unserem Gemütszustand. Die Bewacherhunde bellten aufgeregt und zerrten an den Leinen.

In einer Entfernung von ca. 100 m hatten die Sowjets zwei MG-Stellungen aufgebaut.

Die 2700 Gefangenen mussten sich in 10er-Reihen aufstellen. Dann wurden wir, stark bewacht durch Posten mit aufgepflanztem Bajonett und den kläffenden Hunden, etwa drei Kilometer über freies Feld getrieben.

Vielen fiel dieser Marsch recht schwer; die Wassersuppen der letzten Wochen machten sich vor allem bei den älteren Kameraden bemerkbar.

Ein Wald wurde sichtbar. Dann ragten Wachtürme in den Himmel.

Ein langer Drahtzaun war zu sehen.

Dann ein großes hölzernes Tor mit einem roten Stern darauf.

Links und rechts doppelter Stacheldrahtzaun, soweit das Auge reichte.

Der Drahtzaun wurde nur durch Wachtürme unterbrochen. Auf den Türmen befanden sich Posten mit Maschinenpistolen.

Vor dem Lagereingang standen Häuser und Baracken, offensichtlich die Unterkünfte der Lagerleitung und des Bewachungspersonals. Alle Gebäude waren überreich mit den obligatorischen roten Hammer- und Sicheltransparenten sowie überlebensgroßen Bildern von Stalin verziert.

Von wegen nach Hause!

NKWD-Speziallager Nr. 1 Mühlberg/Elbe

Wir waren im NKWD-Speziallager Nr. 1 Mühlberg/Elbe angekommen.

„Was hatte ich bloß verbochen, dass man mir das antut?“

War das, was wir wollten wirklich so schlecht, dass man uns hier einsperrte?

Waren die Kulturtagungen, die Lehrgänge, die Singstunden und die fröhliche Zeit in Sommerlagern, das frohe Spiel, die erhabene Feierstunde und die musische Besinnung wirklich verbrecherisch, wie man es nunmehr darstellte?

Wir wollten doch das Beste für ein Deutschland, von dem wir glaubten, dass es eine große Aufgabe in der Welt zu erfüllen habe.“

Dann wurden wir abgezählt und namentlich aufgerufen, truppweise ging es ins Lager.

Die sowjetischen Bewacher blieben am Lagertor zurück. Das ließ auf eine deutsche Lagerverwaltung schließen.

Links und rechts der Lagerstraße standen viele Baracken, deren Fenster bis auf eine kleine Öffnung oben vernagelt waren. Die Bäume entlang der Lagerstraße hatten bereits das Laub abgeworfen. Alles wirkte öde, verlassen und heruntergekommen.

Auf dem Appellplatz fand diesmal durch die deutsche Lagerpolizei eine Filzaktion statt. Gefangene mit guten Anzügen oder Schafstiefeln sonderte man aus. Ihnen wurden die guten Sachen abgenommen.

Tage später präsentierten sich die Angehörigen der deutschen Lagerleitung und der Lagerpolizei mit diesen Sachen.

In der Baracke waren rechts und links zweigeschossige, hölzerne Schlafpritschen angeordnet. Geschlafen wurde auf dem blanken Holz, ohne Schlafdecken. Katastrophal war dies vor allem für die Gefangenen, die man bereits seit Sommer 1945 verhaftet hatte und die nur mit Hose und Hemd bekleidet waren.

In Barackenmitte befand sich ein gemauerter Ofen mit langer Herdplatte und ein großer Tisch mit Holzbänken. Geheizt wurde nur selten, da kaum Heizmaterial zur Verfügung stand.

In diesen Baracken pressten die Sowjets bis zu 500 und mehr Gefangene zusammen. Dadurch ergab sich ein Liegeplatz von weniger als 50 cm je Gefangener.

Der Fußboden bestand aus Ziegelpflaster. Eine Zwischendecke gab es nicht. Verpflegung war wie überall. Außer wässriger Graupensuppe gab es nichts.

Morgens wurde ein dünner Malzkaffee verteilt.

Mittags gab es ½ Liter Suppe, abends nochmals ¾ Liter Suppe und 500 gr. Brot.

Alle warteten immer wieder sehnsüchtig auf die nächste Essensverteilung.

Das allgemeine Gesprächsthema drehte sich immer nur um das Essen.

Die älteren Kameraden überschlugen sich in Schilderungen über opulente Mahlzeiten zu Hause. Es wurden Spezialrezepte besprochen, ausgetauscht und auswendig gelernt.

Da wurde von gefüllten Puten und Gänsen, von kandierten Früchten, von Trüffeln und Leberpasteten geschwärmt.

Ich konnte nur den Kopf schütteln. Müssen diese Leute in Saus und Braus gelebt haben!

Überhaupt gab es unter den älteren Kameraden keine armen Leute.

Alle hatten zu Hause entweder ein Rittergut oder einen großen Bauernhof oder mehrere Häuser in der Stadt.

Als einer der Jungen einmal eine derartige Unterhaltung unterbrach mit „Ihr spinnt ja alle“, löste er einen energischen Protest auf der anderen Seite aus.

Oft kam es auch zu Wortwechseln zwischen der Gruppe, die sich noch dem Nationalsozialismus verpflichtet fühlte und denjenigen, die bereit waren unter dem Eindruck der totalen Niederlage und der nunmehr bekannt gewordenen Verbrechen, einen Neuanfang zu wagen. Ich fühlte mich immer mehr zu der zweiten Gruppe hingezogen.

Dann wurden wieder Schneider und Schuhmacher gesucht. Natürlich war ich wieder dabei.

Erst war ich in einer Amateurwerkstatt tätig. Von allen hier hatte ich die meiste Ahnung. Es wurden Schuhe der Gefangenen geflickt. Oberleder nagelten wir auf die Schuhsohlen, um wenigstens die Löcher zu schließen. Klebstoff gab es nicht. Es wurde mit selbst geschnitzten Holznägeln gearbeitet. Diese richteten mehr Schaden als Nutzen an.

Wohl dem, der noch ein paar halbwegs intakte Schuhe besaß!

Nach einer Woche wurde der Chef der Werkstatt, ein Schuhmachermeister aus Roßwein, auf mich aufmerksam. Er „versetzte“ mich in eine Werkstatt, in der Schuhe und Stiefel für die Sowjets und die deutsche Lagerleitung hergestellt oder repariert wurden.

Der Schuhmachermeister bemühte sich sehr um mich, nachdem ich ihm offenbart hatte, einmal Schuhmacher werden zu wollen. Der alte Gefängnistrick wirkte wieder.

Ich wurde in die Geheimnisse des Schäftemachens eingewiesen, und durfte Schuhmodelle entwerfen. Die Modelle wurden auf Holzreste oder altem Packpapier aufgezeichnet.

Der Schuhmachermeister begutachtet sie und meinte immer wieder: „Anziehen möchte ich diese Schuhe nicht“!

Die Sowjets waren die uneingeschränkten Herrscher über das Lager.

Sie bedienten sich einer deutschen Lagerleitung, die von ihnen bestimmt wurde. Diese Lagerleitung hatte ihre Befehle und Weisungen ohne Widerspruch auszuführen

Immer mehr Gerüchte und Tatsachen tauchten auf, dass sich die deutsche Lagerleitung auf Kosten aller ein angenehmes Leben bereitetete.

Haller, der Hauptlagerleiter, wie er sich selbst nannte, hatte einen persönlichen Koch, der nur für ihn kochte.

Die Haller untergeordneten sogenannten Lagerführer gehörten zum selben Komplott.

Die deutsche Lagerleitung hatte sogar Rangabzeichen eingeführt, die auf roten Armbinden aufgebracht waren.

Haller stellte als Hauptlagerleiter mit noch zwei Lagerleitern die Lagerleitung dar. Nach der Abtrennung des Lagers in Zonen kamen noch etliche Zonenleiter hinzu, die nunmehr zur „Lagerprominenz“ gehörten.

Haller war auch dafür verantwortlich, dass ein Großteil der 38 Reichsgerichtsräte vom Reichsgericht Leipzig den berüchtigten Jauchewagen bis zur völligen Erschöpfung ziehen mussten. Von diesen Reichsgerichtsräten lebten 1950 noch drei!

Keiner trauet sich etwas zu sagen, denn der Hauptlagerleiter war Herr über eine Strafbaracke. Dort sollte es nicht besonders angenehm sein!

Die eingelieferten Frauen waren im gesondert abgetrennten Frauenlager untergebracht.

Auch hier waren alle Jahrgänge von 16 bis 60 vertreten. Sogar kleine JM Schaffführerinnen von 10 Mädels hatte man eingekerkert. Auch sie standen unter „Werwolfverdacht“. Ältere Frauen hatte man von zu Hause abgeholt und eingekerkert, nur weil sie der NS-Frauenschaft angehörten.

Einige der jüngeren Frauen waren in der Garnison außerhalb des Lagers beschäftigt. Sie hatten sich laufend vor den Nachstellungen der Bewacher zu wehren.

Dem Großteil der weiblichen Gefangenen erging es jedoch ähnlich wie allen im Lager, ständiges Nichtstun, Hunger, Verzweiflung und Siechtum.

Bedrückend war immer wieder die mangelnde Hygiene. Es gab keine Seife. Seit Monaten immer dieselbe Unterwäsche, das gleiche Hemd. Die Strümpfe hatten sich längst in ihre Bestandteile aufgelöst, obwohl sie immer wieder primitiv gestopft wurden.

Die Unterwäsche, die hin und wieder, ohne Seife „gewaschen“ wurde, war längst schmutzig grau. Das Unterhemd war sowieso immer kürzer geworden, denn es wurden kleine Stücke abgerissen, um das fehlende Papier für hinterlistige Zwecke zu ersetzen.

An eine Zahnhygiene war überhaupt nicht zu denken. Ich säuberte anfangs meine Zähne mit dem rechten Zeigefinger unter Zuhilfenahme von Wasser. Später zerkaute ich einen Holzspan, sodass die Holzfasern blank lagen. Dieses Provisorium ersetzte die Zahnbürste.

Es gab keine Strohsäcke und Decken, keine Esslöffel und Essschüsseln, keine Trinkgefäße, keine Bücher.

Ich hatte aus einem Müllhaufen eine verrußte Ofenrohrkapsel ausgegraben und diese mit Sand gesäubert und benutzte sie nun als Ess- und Trinkgefäß. Auf diesem Müllhaufen hatte ich noch einen völlig verbeulten Aluminiumlöffel gefunden, den ich mir notdürftig zurechtgebogen hatte. Ich war einer der wenigen Glücklichen, die überhaupt einen Löffel besaßen.

Die Verhältnisse in den Krankenbaracken waren katastrophal. In den Räumen röchelten die Lungenkranken, es fantasierten die Fieberkranken und es murmelten die bereits im Delirium liegenden Menschen. Ständig wurden Rufe nach Trinkwasser oder Tee laut.

Durch das monatelange Hungern waren vor allem viele ältere Gefangene stark geschwächt.

Quälender Hunger trat als Schmerz auf und war ein Warnzeichen des Körpers. Er schrie nach Nahrung und gab deshalb Alarm. Ab der Mensch, so verschwand der Schmerz des Hungerns. Hatte der Hungernde jedoch eine bestimmte Schwelle erreicht, schmerzte der Nahrungsmangel nicht mehr, es trat Apathie ein. Die Körper waren bis auf die Knochen abgemagert, die Haut lag wie Pergament auf den Skeletten. In den Augen loderte bereits der Wahnsinn, die Umgebung wurde bereits nicht mehr erfasst.

Ruhr- und Durchfallkranke lagen in ihren eigenen Exkrementen. Gefangene waren voll mit Krätze behaftet.

Dieser Zustand war nicht weit vom Sterben entfernt.

Bleiche Gestalten trippelten mit unsicheren und zögernden Schritten umher und versuchten an den Wänden mit kraftlosen Armen Halt zu finden.

Ein Großteil der Kranken war nicht mehr in der Lage aufzustehen. Es kam vor, dass Kranke während des Essens, noch den Löffel in der Hand, starben.

Durch Eiweißmangel stellten sich bei vielen Kranken Ödeme schwerster Form ein. In den Beinen sammelte sich Wasser an und vor allem Gesichtsoedeme entstellte die Kranken bis zur Unkenntlichkeit. Durch Daumendruck blieb eine tiefe Delle zurück, die sich nur sehr langsam wieder auffüllte.

Die Kranken hatten Tobsuchtsanfälle oder dämmerten still in den ewigen Schlaf hinüber.

Viele Kranke konnten den Stuhl und Urin nicht mehr halten, bis zu 15mal mussten sie nachts urinieren.

Die geschwächten Körper boten die beste Angriffsfläche für Tuberkulose.

Über allen Gefangenen hing die Furcht wie ein Damoklesschwert: „Wann wird es mich treffen, werde ich diesem Elend entkommen, oder wird man auch mich eines Tages mit den Füßen voran aus dem Lager tragen“?

Alle Baracken des Lagers waren überbelegt. Diese drangvolle Enge ließ dem Gefangenen noch nicht einmal beim Schlafen Platz für ein Alleinsein. Jeder

wurde mit seiner Verhaftung aus der ihm vertrauten Umgebung gerissen, in eine fremde, brutale Umwelt gestellt und war mit Menschen zusammen, die ihm fremd waren, deren Wesen und Eigenarten er nicht verstand. Es bildeten sich Schicksalsgemeinschaften, die jedoch nur solange hielten, bis wieder einmal eine Verlegung in eine andere Baracke oder in ein anderes Lager erfolgte und diese Gemeinschaften wieder auseinandergerissen wurden, denn bei jedem Wechsel änderte sich das gesamte Umfeld. In der Gefangenschaft blieb jedoch jeder Häftling letztlich allein. Seine Hoffnungen und Zweifel kamen ihm in schlaflosen Nächten immer wieder zu Bewusstsein.

Über das Jauchekommando gelang es auch Häftlingen, die draußen wartenden Angehörigen zu sehen.

Der Schuhmachermeister aus Weißenfels hatte mich eines Tages gebeten: „Meine Frau befindet sich vor dem Tor. Ich kann nicht raus, weil ich zum Hauptlagerleiter bestellt bin. Bitte gehe raus und grüße meine Frau von mir. Sage ihr, dass ich gesund bin und dass sie sich keine Sorgen machen soll. Das Kommando nimmt Dich mit, das habe ich geklärt.“

Ich erlebte die gesamte Prozedur des Aufladens, des Transportes und der gesamten Sauerei.

An der Entladestelle erkannte ich die Frau des Kameraden, eine etwa 40 jährige Frau.

Sie war natürlich sehr enttäuscht, dass sie ihren Mann nicht sehen konnte.

Der Posten kam auf uns beide zu, „*Nu, dawei, fick, fick!*“

Wir konnten nur den Kopf schütteln!

Welche Mentalität! Wie viel Primitivität!

Sah so die Kultur im neuen Deutschland aus?

Ich versteckte die mitgebrachten Köstlichkeiten unter meiner mit Jauche besudelten Jacke und brachte sie dem Kameraden.

Täglich wurden Tote, nackt, mit den Füßen voran, nur mit einer Decke bedeckt, aus dem Lager getragen. Die Kleidung hatte man ihnen abgenommen, sie wurde desinfiziert und wieder ausgegeben.

Sinnloses Sterben in Mühlberg. Kälte und Hunger schwächten die nur noch in Lumpen gehüllten Gefangenen. Den Läusen und Flöhen, als Typhusträger, waren wir schutzlos ausgeliefert.

Innerhalb kurzer Zeit starben in Mühlberg viele an körperlichem und seelischem Verfall, oder an den hier nicht behandelbaren Krankheiten wie Durchfall, Ruhr, Tuberkulose, Diphtherie, Wassersucht oder an anderen Mangelkrankheiten wie Dystrophie.

Das Schlimme war, dass die sowjetischen Organe zusahen und keinesfalls sich bemühten, Abhilfe zu schaffen! Die Untaten der Nazis wurden verurteilt, aber selber reihte man sich in die Reihe von Verbrechern ein! Umso schlimmer

waren diese Verbrechen, weil sie nach dem Krieg und in „Friedenszeiten“ geschahen.

Diese Art der Behandlung in Mühlberg ließ den Schluss zu, dass man bemüht war, unliebsame Gegner des Regimes auf diese Art zu vernichten.

Die deutsche Lagerleitung hatte am Weihnachtsabend eine „Party“ mit Damen veranstaltet. Anlässlich dieser Veranstaltung soll es Butter, Fleisch und weitere Delikatessen in großen Mengen gegeben haben!

Große Empörung herrschte im Lager, als bekannt wurde, dass im Totenhaus den Leichen die Goldzähne herausgebrochen wurden. Haller soll ebenfalls an diesem Komplott als Auftraggeber beteiligt gewesen sein.

Die Zustände im Lager wurden immer schlechter. Scheinbar wollten die Sowjets die relativ gute Bewegungsmöglichkeit innerhalb des Lagers einschränken. So wurden sieben Lagerzonen mit Stacheldrahtzäunen untereinander abgetrennt.

Verlassen der jeweiligen Zone war nur noch mit Passierschein gestattet. Kontrolliert wurde durch die deutsche Lagerpolizei. Mitte 1946 wurden die Sicherheitsmaßnahmen an der Lagerumzäunung nochmals verschärft.

Übermannshohe Sichtblenden aus Holztafeln und Pfosten verhinderten den Blick nach draußen, damit niemand mitbekam, was im Lager vorging.

Ein Elektrozaun, als Alarmzaun, wurde montiert, der noch mit einer Lampenkette versehen war. Vor dem Elektrozaun existierte außerdem noch eine verbotene Zone von ca 10 m freiem Schussfeld.

Die Sowjets schienen eine Heidenangst zu haben, dass es Gefangenen gelingen könnte, auszubrechen. Durch diese sichtbaren Maßnahmen sank die Hoffnung auf eine baldige Entlassung auf den Nullpunkt.

Die Verpflegung wurde immer schlechter als im Frühjahr 1946 bis zum Spätsommer Pülpe, ein Abfallprodukt der Spiritusraffinerie, als Suppengrundlage verwendet wurde. Sie war ohne jeglichen Nährwert und enthielt weder Eiweiß noch Kohlehydrate. Pülpe diente bei der Schweinemast als Füllmittel und war ohne entsprechendes Mastfutter völlig wertlos.

Ein großer gesundheitlicher Schaden wurde dadurch angerichtet, da der ohnehin geschwächte Körper aufgeschwemmt wurde und seine noch geringen Energien zur Verarbeitung des wertlosen Füllmaterials vergeudetete.

Ab 4. November 1946 kürzten die Sowjets die tägliche Brotration um die Hälfte. Die Suppe wurde noch dünner.

Die Todeszahlen stiegen. Allein im Dezember starben 311 Häftlinge. Im Januar stieg die Todesrate sogar auf 513. Dies war das Ergebnis der Kürzung der Ernährungsrationen im Herbst 1946.

Anfang Januar 1947 kam eine große Kommission russischer Ärzte ins Lager, die alle Häftlinge musterte.

Die Gefangenen hatten sich nackt auszuziehen. Ein Blick von vorn, ein Blick von hinten, eventuell wurde mit zwei Fingern die Haut an den Armen, an den Beinen oder am Hinterteil weggezogen. Das war alles!

Dann das Urteil: *`Na leva`* oder *`Na prava`*.

Das erste hieß, dass in eine gesonderte, eingezäunte Baracke umgezogen wurde. Das zweite hieß, dass der Gefangene sich wieder in seine alte Baracke begeben konnte. Für viele Betroffene war dies ein ungeschriebenes Todesurteil, das damit ausgesprochen wurde und das die Zeit unerbittlich und qualvoll vollstreckte.

Die Sowjets sonderten die noch arbeitsfähigen Gefangenen aus.

Also ging es nach Russland.

Viele der Jugendlichen aus der Baracke waren bereits gemustert und befanden sich in den separaten Baracken.

Mir war ganze Sache nicht geheuer. Russland? Nein! Keinesfalls!

Ich konnte mich zweimal drücken.

Der Arzt hatte mich gemustert und gefragt „*Du gesund*“?

Ich antwortete: „Nein! TBC“!

„Oh, na prava“!

Die Russen hatten vor der TBC große Angst, konnten aber die Krankheit aufgrund fehlender diagnostischer Mittel nicht feststellen. Das wusste ich und nutzte es zu meinen Gunsten aus.

Erst Ende 1948 konnte man TBC in Mühlberg mithilfe eines primitiven Röntengerätes diagnostizieren.

Ich fragte einen älteren Kameraden um Rat, was ich tun sollte: im Lager bleiben, oder doch mit auf die große Reise gehen. Er meinte:

„Junge, eines steht fest: Wenn die Russen Interesse an uns hätten, würden sie uns zu Kommunisten umschulen. Sie tun es nicht, also wollen sie uns vernichten. Man bekämpft uns hier mit Hunger, nur dürfen wir uns nicht wehren. Die Wassersuppen sind ihre Waffe, um die hier eingekerkerten Ärzte, Wissenschaftler, Offiziere, Beamten, Richter und die ehemalige Führungsschicht des Dritten Reiches zu liquidieren, um die geplante radikale, kommunistische Neuordnung in Ostdeutschland nicht zu behindern.

Wir sind und bleiben ihre Feinde. Du siehst wie viele Tote täglich aus dem Lager getragen werden“.

Schlimm waren die Zustände in der Tbc-Baracke. Hier lagen die Vierzehn- bis Zwanzigjährigen, die Dreißig- bis Sechzigjährigen und gingen am Hunger zugrunde. Keiner konnte ihnen helfen.

Katastrophal war auch die Unterbringung der Krankenpfleger. Sie wohnten zwar abgesondert in einer Baracke, jedoch schlief und wohnte der Diphtherie-

Pfleger neben dem Typhus-Pfleger und der wiederum neben dem TBC-Pfleger. So wurden die Krankheiten gegenseitig ausgetauscht, wobei die einzige Desinfektionsmöglichkeit das Waschen der Hände in Chlorlösung war.

Medikamente gab es nicht, es fehlte an entsprechender Kost.

Wenn der russische Arztmajor dann doch hin und wieder ein besseres Essen genehmigte, war es bereits zu spät. Es waren die Kranken dann schon so schwach, dass sie nichts mehr zu sich nehmen konnten.

Weihnachten 1946 wurden sogar zweimal am Tag Tote aus dem Lager getragen. Es war grauenhaft anzusehen. Sie lagen nackt nur mit einer Decke zugedeckt auf den Holztragen. Die nackten Füße waren sichtbar. Jede Trage wurde von jeweils vier Gefangenen getragen, die selbst auch mehr tot als lebendig waren. Draußen wurden dann die Toten in flache Gruben übereinander geworfen und verscharrt.

Särge gab es nicht. Kein letztes Abschiedswort begleiteten sie auf ihrer letzten Reise, denn alle feierlichen Handlungen waren verboten. Auch verboten waren Kennzeichnung und Bepflanzung der Massengräber. Die Benachrichtigung der Angehörigen unterblieb. Niemand sollte wissen, was hier im Namen Stalins geschah.

Ich ließ mich erneut mustern, denn ich wollte nicht warten bis erste Anzeichen des körperlichen Verfalls bei mir hier in diesem Lager auftreten.

Nun ging es Schlag auf Schlag.

Es gab bessere Verpflegung.

Es wurden neue Klamotten ehemaliger Wehrmachtsbestände ausgegeben.

Jeder erhielt Filzstiefel, Fußlappen, Wattejacke, Wattehose,

2-mal Unterhemd und Unterhose,

Pelzmütze, Pelzhandschuhe und 2-mal Bettwäsche.

All das deutete darauf hin, dass es in kalte Regionen ging.

Die tollsten Parolen kamen auf. „Bestimmt bringt man uns nach Ostpreußen, um dort das Gut Trakehnen wieder aufzubauen.“

Oder: „Wir müssen vielleicht in Berlin Trümmer beseitigen“.

Dann wurden uns die Haare geschoren. Allen standen die Tränen in den Augen. Welche Schande! Der letzte Rest von Menschenwürde fiel mit dem letzten Haar zu Boden.

Immer wieder stellten sich alle die Frage nach ihrer Schuld.

„Wir wollten so viel bewegen und hatten doch nur Gutes gewollt.“

Das war alles umsonst. Wie Verbrecher werden wir hier behandelt. „

Die deutsche Lagerprominenz war nicht dabei. Obwohl sie vor Gesundheit strotzte, wurde sie offensichtlich von den Sowjets zurückgehalten. Scheinbar hatte sie sich unentbehrlich gemacht.

Hallers Komplizen erschienen nunmehr in einem neuen „Outfit“. Sie trugen jetzt maßgeschneiderte feldgraue Uniformen, einwandfreies Schuhwerk, oder sogar Schaftstiefel und das zu einer Zeit, da vielen Häftlingen in den Baracken die Kleidungsstücke förmlich am Leib zerfielen.

Für die zur Deportation ausgesonderten Häftlinge folgte eine große „Filzaktion“. In Barackenmitte musste jeder seine Sachen ausbreiten, die dann von einem sowjetischen Soldaten untersucht wurden.

Jede Naht, alle Taschen oder sonstige Versteckmöglichkeiten wurden auf verbotene Gegenstände, wie Messer, Gabeln, Papier und Bleistifte usw., untersucht. Die sowjetischen Organe waren ja so besorgt um ihre Häftlinge, denn ein Messer oder eine Gabel könnte sie doch verletzen. Die noch verbliebenen Fotografien wurden zerrissen, damit niemand unter Heimweh zu leiden hatte und beschriebenes Papier wurde vernichtet, um jedwede Konterrevolution im Keime zu ersticken. Nach Abschluss dieser Prozedur musste sich dann jeder Häftling bücken, verbunden mit dem obligatorischen Griff der Bewacher an die rückwärtigen Hautfalten, um auch auszuschließen, dass sich in der Gesäßkemme noch ein verbotener Gegenstand versteckt hatte.

Diese menschenverachtende Untersuchung machte uns allen recht deutlich, dass wir in den Augen der Sowjets als Schwerverbrecher galten, die als tauglich befunden wurden, um als Arbeitssklaven am großen Werk von Väterchen Stalin mitwirken zu können.

Transport in den „Archipel Gulag“

Am 8. Februar 1947, einem sehr kalten Tag, nach aufreibendem Zählappell, marschierten wir aus dem Lager, vorbei an den Baracken der Zurückgebliebenen. Alle Barackentüren waren geschlossen. Nur aus den kleinen Oberfenstern schauten uns unsere Kameraden nach.

Viele werden sich nicht mehr wiedersehen.

Wer hatte das bessere Los gezogen? Ich war überzeugt, nur raus aus diesem Todeslager. Schlechter konnte es nicht mehr werden.

Die Bewachung bestand aus einem großen Aufgebot an Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett und laut kläffenden Hunden.

Jeder Fluchtversuch wäre tödlich gewesen.

Man trieb uns querfeldein zum Bahnhof nach Neuburxdorf.

Dort wurden wir in Gruppen von 40 Mann in die schon bekannten Viehwaggons gepresst. Diesmal hatten die Waggons jeweils eine doppelte Holzpritsche links und rechts neben der Waggontür. Matratzen oder Strohsäcke gab es nicht.

In der Mitte des Waggons standen ein eiserner Ofen und ein allen sehr bekannter Kübel.

Die Waggontüren wurden geschlossen und verklinkt.

Die Posten klopfen die Waggondächer und die Waggonunterseiten ab, auf der Suche nach gelösten Brettern.

Nach endloser Warterei fuhr der Zug los in eine unbekannte Zukunft.

Ich hatte mir einen Platz auf der oberen Pritsche, in Fahrtrichtung gesichert und versuchte über einen winzigen Spalt die Fahrtrichtung zu erkunden.

Es war zwar ein idealer Platz, aber sehr kalt. An der Stirnseite bildete sich recht schnell eine Eisschicht, die im Laufe der Fahrt immer dicker wurde.

Auf den ersten Anlaufpunkt Riesa folgte Frankfurt/Oder. Drei Tage standen wir hier, ehe es weiter ging.

Dann rollte der Zug immer weiter gen Osten. Berlin schied also aus.

Die Kameraden an den verschiedenen Ausguckluken registrierten jede Änderung der Fahrtrichtung.

Der Zug fuhr einige Zeit nach Süden: „Wir kommen bestimmt zum Wiederaufbau auf die Krim.“

Fuhr der Zug einige Zeit nach Norden: „Wir fahren doch nach Ostpreußen.“

Die überwiegende Fahrtrichtung hieß aber „Ost“.

Als Verpflegung gab es trockenes Kommissbrot, einmal am Tag Dörrgemüse mit ungeschälten Kartoffeln, aber kaum etwas zu trinken.

Wurde längere Zeit gehalten, durften die bewussten Kübel geleert werden.

Das bot auch die Gelegenheit, von benachbarten Güterzügen Steinkohle für die Ofenheizung zu organisieren.

Der nächste größere Halt erfolgte in Brest. Wir wurden in russische Viehwaggons umgeladen. Die Waggons des „Roten Viehexpress“ waren ähnlich eingerichtet. Am Kohlevorrat ließ sich erahnen, dass ein noch großer Weg vor uns lag.

Mindestens zweimal nachts klopfen Wachposten die Waggonunter- und -oberseiten mit langstieligen Holzhämmern ab. Dieser Lärm war unheimlich. Allen rann dann ein Schauer über den Rücken.

Oftmals wurde auch die Tür aufgerissen und dann erfolgte die Zählung der Häftlinge im Waggon. Es war eine Fahrt mit aller Bitterkeit, mit den bekannten Erniedrigungen, mit den aufgepflanzten Bajonetten und mit dem lauten Gebrüll der Posten. Immer weiter ging es in Richtung Osten. Die Temperaturen sanken mehr und mehr. Ich fand meinen Platz nicht mehr ideal. Die Plätze in der Nähe des Ofens wurden immer beehrter.

Nun gab es auch noch Salzfisch als Verpflegung. Der Durst wurde unerträglich. Viele kratzten von den Wänden das Eis ab und aßen es. Durchfall breitete sich aus.

Täglich ging es ca. 150 bis 250 km gen Osten.

Eines Tages wurde *Kasan* erreicht.

Der Kohlevorrat war längst aufgebraucht.

Nur noch selten bestand die Gelegenheit, Brennstoff zu besorgen.

Die Temperaturen fielen immer weiter.

Nun wurden die ersten Pritschenbretter zerkleinert und verheizt, um einigermaßen erträgliche Temperaturen im Waggon zu erreichen.

Täglich verschwanden weitere Bretter. Eines Tages waren die gesamten Pritschen verheizt. Nun lagen alle auf dem Fußboden wie Ölsardinen in der Büchse.

Wenn einer zur Verrichtung der Notdurft aufstehen musste, hatte er große Mühe, sich seinen Platz wieder zu erobern, da inzwischen natürlich „nachgerückt“ wurde.

Es gab Kranke. Medizinische Hilfe gab es nicht. Auch bei schwerster Krankheit wurde dem Betroffenen nicht geholfen. Nur der Tod war Grund genug, vom Transport ausgesondert und von den Qualen befreit zu werden.

Eines Tages stand ein Stein am Schienenstrang.

Alle fragten sich, wer wohl von ihnen auf der Rückreise, diesen einsam stehenden Stein, mit den schwerwiegenden Worten *Efropa-Asija* und **KM 1077** wiedersehen wird.

Viele Männer dieses Transportes werden diesen Stein nicht mehr sehen. Sie werden irgendwo in Sibirien sterben, man wird sie, wie in Mühlberg, einfach verscharren.

Am 10. 3. 1947 hielt der Zug auf freier Strecke. Der Ausguck berichtete: „Zwei Waggon vor uns wird ein Toter ausgeladen.

Er wird längs des Bahndammes gelegt.“

Der Zug fuhr weiter, ohne dass der Tote beerdigt wurde.

„Wo sind wir hingeraten. Wann sind wir endlich am Ziel dieser unendlichen, qualvollen Reise? Ach wären wir doch schon im nächsten Lager! Schlimmer kann es wohl kaum noch werden.“

Lager 7503/11 Anschero-Sudschensk

Am 14.3.1947, nach 33 Tagen der Qual, hielt der Zug auf den Gleisen eines Güterbahnhofs.

Zu sehen waren nur meterhoher Schnee. Riesige Abraumhalden und Fördertürme deuteten auf ein Bergbauggebiet hin.

‘*Anschero-Sudschensk*’ nannte sich der Ort.

Keiner hatte den Namen je gehört.

Dann hieß es wieder: „*Dawai, scharko marsch*“! Unter starker Bewachung stapften wir durch den Schnee. Nach etwa hundert Metern wurde es mir schwarz vor den Augen.

Nach unsäglichen Qualen erreichten wir ein Lagertor.

Es war das Lager Nr. 7503/11 Anschero-Sudschensk des NKWD/MWD. Das Lager gehörte zum Lagerkomplex „Siblag“ des NKWD. Zu diesem Komplex gehörten alle Lager des Gulags von Westsibirien.

Vom Lager sah man nicht viel. Der Schnee hatte alles unter sich begraben.

Der sich vom Lagertor anschließende Bretterzaun war zugeweht, sodass nur noch die Holzsäulen aus dem Schnee ragten. Im Lager standen Häuser, die ebenfalls halb zugeweht waren.

Die Gefangenen wurden auf die entsprechenden Häuser aufgeteilt. Es machte große Schwierigkeiten, die Hauseingänge dieser Häuser zu finden, alles war zugeweht.

In den zweigeschossigen Häusern existierten auf jeder Etage vier Zimmer.

Im Zimmer standen Doppelstockbetten und ein gemauerter Ofen.

Die Doppelfenster waren fast halbhoch mit Sägespänen gefüllt.

Dann hieß es auch schon wieder, „Raustreten, Schnee schippen“!

Während in Mühlberg die Lagerumzäunung aus sechs Drahtzäunen, einem Elektrozaun und einer Sichtblende bestand, existierte hier die Umzäunung zwar mit einer Sichtblende, war aber nur mit einem Drahtzaun versehen. Der Lagerzaun war auch sicherlich nur hier, damit sich die lieben Gefangenen nicht in der Taiga verirren. Wer dachte schon an Flucht aus diesem Gefängnis? Bis nach Deutschland waren es ca 7000 km. Zwischen dem Stacheldraht des Lagers und der Heimat lag ein halber Erdteil. Der Weg führte im Winter durch die unendliche Schneewüste der Taiga, über zugefrorene Flüsse und Ströme, durch undurchdringliche Urwälder und über unbezwingbare Gebirge sowie durch lebensfeindliche Sandwüsten und. Im Sommer kam in der Taiga und in den Wäldern noch eine unbeschreibliche Insektenplage dazu. Außerdem fehlte es dem Gefangenen an Geld, einer entsprechenden Ausrüstung und an den russischen Sprachkenntnissen. Vonseiten der Bevölkerung war keine Hilfe zu erwarten, denn wer einem Flüchtling half, musste mit empfindlichen Strafen rechnen. Die Sowjets gewährten sogar Prämien für aufgegriffene Häftlinge.

Mein erster Arbeitsplatz war in der Schuhmacherei und dann musste ich im Schacht 9/15 als Holzschlepper, Kohleschaufler und als Hauer arbeiten. Geld verdiente ich nie, sodass der Hunger mein steter Begleiter war.

Ende 1948 kam eine Nachricht, die alle bewegte. Der sowjetische Lagerchef gab bekannt, dass deutsche Gefangene nicht mehr im Schacht arbeiten dürfen. Einen Grund gab er nicht an. Später wurde bekannt, dass es im Donbass eine Grubenexplosion gegeben hatte, bei der eine große Anzahl deutscher Kriegsgefangener ums Leben kamen.

Die russischen Kumpel bedauerten, dass sie auf ihre deutschen „Helfer“ nunmehr verzichten mussten. Durch den plötzlichen Ausfall der deutschen Schachtarbeiter hatte es in verschiedenen Abschnitten erhebliche Schwierigkeiten bei der Kohleförderung und damit bei der Normerfüllung gegeben.

Bereits am nächsten Tag erfolgte der Einsatz auf einer Baustelle.

Obwohl der Monat April bereits zur Hälfte abgelaufen war, herrschte noch tiefster Winter und strenger Frost. Es sollten Streifenfundamente mit Hacke und Schaufel ausgehoben werden. Frosttiefe ca. 1,50 m! Außentemperatur ca. minus 25 °C! Ein vergebliches Unterfangen! Der Boden war steinhart gefroren. Mit der Spitzhacke lösten sich nur kleine Splitter von der Größe einer Daumenkuppe und diese kleinen Splitter sprangen beim Hacken ins Gesicht.

Dann hieß es wieder Sachen packen. Es ging in ein anderes Lager. Diesmal wurde die gesamte Lagerbelegung in einem bewachten Personenzug in das ca. 300 km entfernte *Prokopjewsk* transportiert.

Lager 7525/7 Prokopjewsk

Die Stadt Prokopjewsk lag 350 km südöstlich von Novosibirsk und 400 km südlich von Tomsk.

Ich kam ins Lager 7525/7. Dieses Lager befand sich ca. drei Kilometer außerhalb der Stadt. Ein Großteil der Kameraden wurde ins Lager 7525/10 und weiter nach Kemerowo gebracht.

Das Lager 7525/7 des NKWD war ein Entlassungslager, wie die bereits vorhandenen Gefangenen berichteten. Keiner sah aber durch, vor allem weil sich herausstellte, dass sich in diesem Lager viele Angehörige ehemaliger SS-Divisionen und Polizeieinheiten befanden, darunter 1. SS-Panzer-Division Leibstandarte-SS Adolf Hitler, 5. SS-Panzer-Division Wiking, 10. SS-Panzer-Division Frundsberg, 9. SS Panzer-Division Hohenstaufen, sowie Angehörige der Wlassowarmee.

Von wegen „Entlassungslager“!

Außerdem hatten die Organe des MWD weitere Kriegsgefangene der deutschen Wehrmacht und Internierte aus vielen Lagern Sibiriens hierher gebracht.

Das Lager 7525/7 war wie üblich, mit Drahtzaun und Sichtblende versehen. Die Baracken gruppierten sich rund um den Appellplatz. Das Magazin zum Kauf von Lebensmitteln schloss sich an die Speisebaracke an. Während im

Lager in Anschero-Sudschensk die Unterbringung in Zimmern mit einer Belegung von sechs bis acht Personen erfolgte, waren hier die Gefangenen wieder in Massenquartieren untergebracht. Dazu kam noch, dass die Neankömmlinge in den verschiedenen Baracken auf die freien Plätze verteilt wurden. Die Schicksalsgemeinschaften, die sich durch Arbeitsbrigaden und Wohnunterkünfte gebildet hatten, gingen hier wieder auseinander.

Die Bewachung der einzelnen Arbeitskommandos erfolgte sehr unterschiedlich. Während die Arbeitskommandos, in denen die Angehörigen der ehemaligen SS-Divisionen und Wlassoweinheiten arbeiten, mit Posten und Schäferhunden streng bewacht wurden, konnten alle anderen Arbeitskolonnen ohne Posten arbeiten. Der Transport der bewachten Arbeitskommandos erfolgte auf offenen Lastkraftwagen. Die Gefangenen saßen auf dem blanken Pritschenboden mit dem Rücken zum Posten auf dem Fahrerhaus. Für die unbewachten Häftlinge aus dem Lager Anschero-Sudschensk bedeutete dies eine enorme Erleichterung, denn bisher wurde jeder Schritt außerhalb des Lagers scharf kontrolliert.

Ich hatte Glück weil ich einem Arbeitstrupp von zehn Mann ohne Bewachung zugeteilt wurde. Kolonnenführer, der zugleich auch als Dolmetscher fungiert, war ein Pole. Alle Arbeitskommandos ohne Posten mussten zu Fuß zur Arbeit gehen. Gearbeitet wurde in der Stadt bei einem Tiefbauunternehmen. Es wurden Rohrgräben ausgehoben.

Nach etwa 4 Wochen wurde die Baustelle nicht mehr besetzt. Das Kommando blieb zwar zusammen, aber es ging auf eine neue Baustelle. Die Baustelle war ein Erweiterungsbau des Kraftwerkes für das Kombinat *Tätz*. Das Kombinat war ein enorm wichtiger Betrieb. Keiner wusste, was dort produziert wurde. Das Kraftwerk lieferte bereits mit zwei Turbinen Strom ans Netz. Weitere drei Turbinen sollten schnellstens fertiggestellt werden, um den Energiebedarf der Stadt und der ständig wachsenden Industrie zu decken.

Ich wurde mit meinem Arbeitskommando einer russischen Maurerbrigade zugeteilt. Wir Gefangenen mussten für die Russen Handlanger spielen. Die Russen mauerten, die Gefangenen versorgten sie mit Mörtel und Ziegeln. Der Mörtel wurde mit LKW von der Mischanlage angefahren und abgekippt. Einen Kran gab es auf diesem Teil der riesigen Baustelle nicht. Es waren ja die „Plennies“ da, um die Vertikaltransporte durchzuführen. Also wurde der Mörtel in Eimer gefüllt und bis zum Maurer über die berühmte „Hühnerleiter“

hochgeschleppt. Die Ziegel wurden zu fünf Stück jeweils über denselben Weg hochgehievt. Das war reine Sklavenarbeit.

Die russischen Maurer hatten jeweils einen Gefangenen zur Hand, der die Ziegel griffbereit auf die Mauer leget. Ein weiterer *Pomoschnik* (Helfer) hatte Mörtel auf die Mauer aufzugeben. Der Russe nahm den bereitgelegten Ziegel und drückt ihn in den bereits aufgegebenen Mörtel ein. Die Russen „vollbrachten Höchstleistungen“. Ihr Verdienst war enorm.

Dafür verdienten die Handlanger keine Kopeke.

Wie war das doch mit der Menschlichkeit und der klassenlosen Gesellschaft?

Andere Arbeitskommandos hatten es besser. Mit einem Turmdrehkran wurden Mörtel und Ziegel auf das Arbeitsgerüst hoch transportiert, sodass das Material nur noch horizontal verteilt werden brauchte.

Auf der Riesenbaustelle herrschte ein heillooses Durcheinander. Die rechte Hand wusste nicht, was die linke tat! Aber das ist „*po Russki*“, daran musste man sich eben gewöhnen!

Der Herbst 1949 ging seinem Ende entgegen. In Sibirien war es inzwischen bereits wieder empfindlich kalt geworden. Immer noch nicht tat sich etwas in Sachen Heimkehr. Alle hatten gehofft, ein Fünftes Weihnachten zu Hause feiern zu können.

Auf der Baustelle war die Arbeit infolge des einsetzenden Frostes sehr schwierig. Der Mörtel wurde nunmehr von der Mischanlage im warmen Zustand angeliefert. Er musste recht schnell verarbeitet werden, damit er nicht vor der Verarbeitung gefror. Der Mörtel wurde wie gehabt auf das Mauerwerk aufgegeben und breit gezogen. Sobald der Maurer den Ziegelstein in den Mörtel schob, war der Stein unverrückbar festgefroren. Frostschutzmittel kannten die Russen nicht.

Die russischen Maurer hatten auf der Arbeitsrüstung Blechgefäße aufgestellt, in denen sie ein Holzfeuer unterhielten, um sich hin und wieder die Finger zu wärmen. Bei Frostgraden wurden auch Betonarbeiten durchgeführt. Da nur minderwertiger Zement verarbeitet wurde, entstanden beim Abbindeprozess kaum Wärmegrade. Die Oberfläche des eingebrachten Betons gefror sehr schnell. In den Beton wurden nach Beendigung des Betoniervorgangs so genannte „Elektroden“ eingesteckt. Diese wurden über entsprechende Kabel mit dem Stromnetz verbunden und beheizt. Man wollte dadurch das Durchfrieren des Mischgutes verhindern. Allen war somit auch klar, warum weitere Turbinen benötigt werden, wenn man so mit der Stromenergie umging.

Mitte März 1950 entstand Unruhe im Lager. Es begannen wieder Verhöre. Im Lager wurden zwei Baracken mit Stacheldrahtzäunen abgetrennt. Im Zuge dieser Verhöre wurden viele Kriegsgefangene, vor allem die meisten der ehemaligen SS-Angehörigen, durch ein Tribunal generell zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Die Verurteilung erfolgte aufgrund der Zugehörigkeit zu bestimmten Wehrmachts- und SS-Einheiten. Die Verurteilten wurden nach der Urteilsverkündung in die abgetrennten Baracken verlegt.

Man musste sich den Gemütszustand dieser Männer vorstellen, die gehofft hatten nach mehr als 5 Jahren Gefangenschaft endlich entlassen zu werden, die nunmehr wussten, dass sie diese 25 Jahre Zwangsarbeit nicht überleben werden.

Wie immer wurden den Gefangenen in russischer Sprache abgefasste Vernehmungssprotokolle zur Unterschrift vorgelegt. Bei der Verweigerung der Unterschrift wurde mit sehr harten Strafen oder Erschießen gedroht. Eine Einspruchsmöglichkeit gab es nicht.

Aber dann tat sich etwas. Die Arbeit auf der Baustelle wurde eingestellt. Es erfolgte die Auszahlung des verdienten Geldes von den Baustellen des Lagers und der Restlöhne aus der Arbeit im Schacht.

Zwei Tage später, am 6. 4. 1950, hieß es raustreten mit allen Sachen. Rund 800 Gefangenen versammelten sich auf der Lagerstraße. Es wurde nochmals namentlich aufgerufen und dann ging das Tor auf.

Vorbei an den rauchenden Hochöfen und Fabrikanlagen des *Kusbass* und den Hochhäusern der Stadt, marschierten wir zum Bahnhof überzeugt davon, dass es der letzte Transport sein wird. Alle hatten das Gefühl, Sibirien hinter sich zu lassen und zu Hause den heimatlichen Frühling begrüßen zu können.

Nach endloser Warterei ging es dann los. Endlich war der Tag gekommen, auf den jahrelang mit großer Sehnsucht gewartet wurde. Alle trüben Gedanken wurden auf die Seite geschoben. Es gab nur Gedanken an die Heimat.

Wie wird es dort aussehen? Leben die Angehörigen noch? Welcher Beruf steht uns offen, oder werden wieder Arbeitsverpflichtungen ausgesprochen? Wird man uns akzeptieren oder weiter verfolgen? Nach wie vor stand es fest, dass wir Internierte und keine Kriegsgefangenen waren.

Die Waggontüren blieben geöffnet, denn die Witterung war verhältnismäßig mild. Täglich ging die Fahrt ca. 500 km durch die sibirische Weite in Richtung Westen.

Der Zug traf in Brest ein. Auf dem gegenüberliegenden Bahngleis stand bereits ein Güterzug mit der in Europa üblichen Normalspur, der auf das Umladen des Transportes wartete, um über das polnische Territorium in die Heimat zu

fahren. Es kam aber anders! Der gesamte Transport musste antreten und in das in der Stadt befindliche Gefangenenlager Nr. 7284/1 (Moskauer Lager) marschieren. Die Stimmung sank auf den äußersten Nullpunkt. Während des Marsches wurden wütende Ausrufe gegenüber den wieder aufgetauchten Bewachern laut.

Lager 7284/1 Brest

Im Lager begann der alte Trott, der immer wieder aus den drei Faktoren „Essen-Langeweile-Parolen“ bestand. Schleppende und müde Tage standen bevor. Um die Langeweile zu umgehen, bildeten sich „Spielergemeinschaften „17 + 4“. Es wurde gezockt, was das Zeug hielt. Die gekauften Zigaretten bildeten die Währung, die nun häufig hin und her wechselte. Hin und wieder wurden Gruppen zu 20 Personen aufgerufen und den ein-treffenden heimkehrenden Kriegsgefangenentransporten hinzugefügt. Der erste Transport dieser Art fand am 6. 4. 1952 statt. Eine Woche ging das so. Dann wurde zum Zählappell befohlen. Die Zählerei zog sich wie üblich sehr lang hin.

Eine Gruppe sowjetischer Offiziere kam hinzu und nun wurden 300 Namen aufgerufen. Ich war nicht dabei. Große Enttäuschung machte sich unter den Nichtbetroffenen breit. Dann wurden am 28. April 1950 wiederum Namen aufgerufen. Diesmal war ich dabei. Als Vorletzter verließ ich das Lager. Vor dem Tor wurde noch einmal durch einen Major und einen Leutnant gezählt. Der Major zählte 30 Personen, der Leutnant jedoch 32. Beide stritten, wer recht hatte. Mir wurde es siedend heiß. Ich war der Vorletzte. Dann wurde nochmals gezählt und der Leutnant hatte recht. Es waren also zwei Personen zu viel angetreten. Also wurden die Namenslisten wiederum hergenommen und dann hieß es, „Liebmann, Joachim i Leddert, Geinz, nasat!“ Todunglücklich trotteten wir beide durch das Tor ins Lager zurück.

Drei Tage später wurde über den Lagerfunk das DDR-Rundfunkprogramm übertragen. Gerhart Eisler, der Vorsitzende des Staatlichen Rundfunkkomitees der DDR, erklärte dort im Auftrag der DDR-Regierung, dass es in der Sowjetunion keine Kriegsgefangene mehr gab, sondern nur noch Kriegsverbrecher. Die Behauptung der westlich orientierten Presse, dass Internierte in die

Sowjetunion abtransportiert worden seien, sei „hundertprozentiger amerikanischer Schwindel“.

Wiederum sank die Stimmung auf einen Tiefpunkt. Immer wieder hieß es: „*Skoro damoi!*“ Inzwischen wussten alle, dass man in Russland die Zeitrechnung anders sah. Wenn der Russe sagte, *safta*, meinte er damit nächsten Monat, sagte er *skoro*, war es bei ihm irgendwann einmal.

Es wurden wieder Arbeitskommandos gebildet. Wir mussten auf dem Güterbahnhof Passaschyrski in Brest Waren aus Waggons der russischen Breitspur in DDR-Waggons der Normalspur umladen.

Um die Entlassungen in Gang zu bringen, wurden nunmehr in die Getreidewaggons immer wieder Zettel gehängt, mit dem Inhalt, „Es gibt uns doch noch. In Brest werden noch 300 Internierte, darunter 250 Männer, 45 Frauen und 5 Kinder im Lager festgehalten. Wann werden wir endlich freigelassen?“ Viele ähnliche Zettel wurden auf diese Weise verschickt, in der Hoffnung, dass sich einer findet, der das Schicksal der Internierten änderte.

Die Briefe in den Getreidewaggons hatten scheinbar Wirkung gezeigt. Allerdings ging der Schuss nach hinten los. Einige der Briefe waren in der DDR sicherlich in falsche Hände geraten. Die DDR-Organe hatten natürlich ihre sowjetischen Freunde von dieser Aktion unterrichtet. Die Sowjets reagierten sofort darauf.

„In der DDR legte man keinen Wert auf uns, sonst hätte die DDR-Regierung dafür gesorgt, dass wir entlassen werden!“, wurde im Lager geschlussfolgert. Wir wurden wieder einmal verlegt.

Lager 7136 Minsk

Auf der Rollbahn Brest-Minsk brachte man uns per LKW in das Lager 7136 in der Stadt Minsk.

Ich arbeitete zunächst auf der Baustelle „Kugellagerfabrik“ und dann in der Lagerwäscherei. In der Lagerwäscherei konnten wir uns durch waschen und bügeln von Hemden für Kameraden, die einen „ertragreichen“ Arbeitsplatz hatten, hin und wieder einige Rubel verdienen, sodass wir nicht mehr hungern mussten.

Doch diese kurze Zeit ging schnell zu ende, denn es hieß wieder einmal, Zelte abubrechen. Das Lager wurde aufgelöst. Von Heimkehr war keine Rede mehr!

Lager 6114 Makejewka

Die Ankunft im Lager Nr. 6114 in *Makejewka bei Stalino (heute Donezk)* war niederschmetternd.

Der Transport wurde am Bahnhof von einer Bewachungsmannschaft für russische Strafgefangene empfangen. Also wieder aufgepflanztes Seitengewehr und Bluthunde!

Die Bewacher hatten brutale Gesichter, die nichts Gutes erhoffen ließen.

Auch das Lager hatte man entsprechend hergerichtet. Viele Wachtürme gab es und einen Elektrozaun, aber einen Duschaum suchten wir vergebens. Auf „Kultura“ wurde kein Wert gelegt.

Bereits am nächsten Tag ging es zur Arbeit.

Das Lager befand sich in Makejewka im ukrainischen Donezk-Becken, einem Steinkohlerevier, welches die bedeutendsten Kohlevorkommen des europäischen Teils der SU umfasste.

Befürchtungen, dass wieder im Schacht zu arbeiten war, wurden rasch zerstreut, denn es ging zur Arbeit auf eine Baustelle.

Die Bewachungsmannschaft, an den Umgang mit russischen Schwerverbrechern gewöhnt, glaubte wahrscheinlich, hier deutsche Kriegsverbrecher vor sich zu haben.

Kein Kontakt war möglich. Alle Versuche in dieser Hinsicht wurden brutal abgelehnt. Die Baustelle wurde durch Absperrbänder gesichert. Auch auf dem Weg zur Baustelle und ins Lager wurden wir streng bewacht.

Das gesamte Bewachungspersonal, einschließlich der Lageroffiziere war äußerst deutschfeindlich, die Verbrechen der deutschen Besatzer schienen noch nicht vergessen zu sein!

Den Antrag der deutschen Lagerleitung, den unter Spannung stehenden Elektrozaun abzuschalten, wurde von den Sowjets abgelehnt.

Bereits nach vier Wochen verlegte man uns wiederum in ein anderes Lager.

Lager 7134 Kiew

Beim Eintreffen auf dem Bahnhof in Kiew am 15. 9. 1951 herrschte wie immer großes Chaos.

Den größten Teil von uns transportierte man ins Hauptlager und dieses befand sich im Stadtteil *Darnytsia*, in einem zum Teil demolierten ehemaligen Fabrikgebäudes.

Die zweite Gruppe wurde ins benachbarte Lager der Baustelle Experimental gebracht.

Im Hauptlager waren bereits Gefangene von insgesamt neun Nationen vorhanden, die sich aus Hilfwilligen der ehemaligen deutschen Wehrmacht vieler europäischer Staaten wie Polen, Holland, Belgien, Norwegen, Jugoslawien, Spanien und Frankreich zusammen setzten. Dazu kamen Ukrainer und sogar noch ein Finne aus dem Russisch-Finnischem Krieg. Durch den Neuzugang von Deutschen, Juden und Baltendeutschen waren nunmehr zwölf Nationen bzw. Volksgruppen vertreten.

Gearbeitet wurde auf einer Wohnungsbau-Großbaustelle in Kiew.

Heimkehr

Mitte Mai wurden Namen aufgerufen. Nicht alle Kameraden des Pelzmützentransportes waren dabei. Die letzten Kameraden des Pelzmützentransportes sollten erst 1954 und 1955 die Heimat wiedersehen.

Zwei Tage später ging es im offenen Güterwaggon Richtung Westen.

In der Nacht vom 26. zum 27. 5. 1952 wurde der Bug bei Brest überquert.

Allen standen Tränen in den Augen, denn nun war es endgültig Gewissheit, dass es nach Hause ging.

122 Kameraden des „Pelzmützentransportes“ erlebten dieses Glücksgefühl nicht mehr. Sie hatten die Strapazen und unendlichen Qualen der fast siebenjährigen Gefangenschaft nicht überlebt und wurden in Sibirien namenlos verscharrt. Am 28. 5. 1952 erreichte der Transport nach der Durchfahrt Polens die deutsche Grenze bei Frankfurt/Oder.

Wir wurden in einen Personenzug gesetzt und landeten in einem Quarantänelager der Volks-Solidarität in Bischofswerda. Dort waren ein paar Tage vorher auch die Frauen aus dem Brester Lager eingetroffen.

Der Empfang durch die DDR-Behörden war nicht gerade überwältigend. Es wurde bekannt gegeben, dass es zwei Tage vor Pfingsten keine Entlassungen mehr gibt, das Entlassungspersonal sei schon im Pfingsturlaub.

Das war zu viel!

„Wir haben sieben Jahre auf diesen Tag gewartet und das Personal hier ist im Pfingsturlaub. Wenn wir nicht sofort entlassen werden, schlagen wir die gesamte Bude zusammen“. Das half! Noch am Pfingstsonnabend wurden alle die, die nach Ostdeutschland wollten, entlassen.

Viele zögerten mit diesem Entschluss, da sie im Einflussgebiet der Sowjetunion ein riesiges Gefangenenlager sahen. Letztendlich gaben aber das Heimatgefühl und die Zugehörigkeit zu Frau, Kindern und Eltern den Ausschlag doch in die DDR zu fahren. Die Westdeutschen wurden noch zurückgehalten, da mit der westdeutschen Seite noch verhandelt werden müsse.

Entlassen wurden die Ostdeutschen mit neuen Schlosseranzügen, 50 Mark der DDR als „Eingliederungshilfe“, einem Freifahrtschein für die Eisenbahn 2. Klasse und als Entlassungspapier eine Bescheinigung, dass sie vom 26. bis 28. 5. 1952 im Quarantänelager Bischofswerda gewesen sind und dort entlastet wurden. Keine Zeile, wo und wie lange sie in Gefangenschaft waren!

Ein großes Abschiednehmen begann unter den Lagerkameraden. Es wurden nicht viel Worte gemacht: „Macht's gut und schreibt mal!“ Dann ging eine Notgemeinschaft, die fast sieben Jahre gehalten hat, auseinander. Als Erstes schickte ich von meinem DDR-Geld ein Telegramm an meine Eltern, um mitzuteilen, dass ich heute um 11.45 Uhr in Reichenbach, Oberer Bahnhof, eintreffen werde. Dann ging die Reise los in Richtung Heimat.

Ich war frei! Der Traum so vieler Tage und Nächte schien nunmehr in Erfüllung gegangen sein. War ich nun wirklich frei, oder wird man mich in der Heimat wieder verfolgen und bespitzeln?

Freiheit: „Kein Posten treibt mich mit dem Gewehrkolben an, keine laute Stimme schreit „dawei, dawei!, kein Offizier mit blauen Kragenspiegeln steht vor der Front und gibt Anweisungen in einer Sprache, die ich nur halb verstehe. Ich kann das tun, was mir gefällt, ohne gezwungen zu werden, ich kann essen und trinken, ohne dafür acht Stunden mich im Schacht abzuquälen. Ich kann gehen, wohin ich will, auch in den Wald, ohne Baumstämme fällen zu müssen, sondern nur um die Vögel zwitschern zu hören oder den Rehen auf der Waldwiese zuzusehen. Ich kann und kann und kann. Alles ist wie früher“.

Dann ging ich, bei strahlendem Sonnenschein, die bekannten, lieb gewordenen Straßen meiner Heimatstadt entlang. Schon von Weitem sah ich Burg und Kirche. In den Anlagen blühte und duftete der Jasmin. Den schmalen Steg ging ich hinauf und stand nach sieben bitteren Jahren vor dem Wohnhaus meiner Eltern. Die Haustür stand weit offen. Ich eilte die Treppe hinauf. Alles

war noch so wie früher, die dunkelgestrichene Hoftür, der kleine Hof mit dem Schuppen, der Abort auf dem Treppenabsatz, die Vorsaaltür mit dem reparierten Fenster und der dunkle Flur vor der Wohnung.

Vater wollte sich rasieren und seifte sich gerade ein, als ich die Wohnung betrat. Mutter kochte das Mittagessen. Beide fielen mir um den Hals und waren glücklich, dass ich wieder bei ihnen war.

Eine halbe Stunde später kam der Postbote mit dem Telegramm, mit dem ich meine Ankunft angekündigt hatte. Wie heißt es doch so schön: „Ja die Post ist nicht so schnell!“

Inzwischen war auch noch das Mittagessen angebrannt. Was machte das schon! Es wurde erzählt und erzählt und alle waren froh.

Glück war, dass noch die Kleidungsstücke passten, die ich vor meiner Verhaftung getragen hatte. Sogar das Jackett seines Konfirmandenanzuges passte noch, denn mit den Klamotten, die man mir in Kiew und Bischofswerda verpasst hatte, konnte ich mich kaum sehen lassen.

Am späten Nachmittag zog es mich in die Stadt. Auf dem Marktplatz standen Freunde von mir. Mit einem Hallo wurde ich begrüßt, denn meine Ankunft hatte sich bereits herumgesprochen. Auch hier wurde erzählt und erzählt.

Als dann am nächsten Morgen die Glocken aus der nahen Kirche den Pfingstsonntag einläuteten, wusste ich, dass ich endlich wieder zu Hause war.

Quarantänelager Bischofswerda i. Sa.	
Quarantänebescheinigung	
Familienname: <i>Serack</i> <small>(bei Frauen auch Geburtsname)</small>	Gemeinschaftsverpflegung bis einschl.: <i>1 JUNI 1952</i>
Vorname: <i>Friedrich</i>	Bekleidung erhalten:
Beruf:	Einmalige Beihilfe gemäß Runderlaß 314 a in Höhe von DM 50,- erhalten.
Geburtsort: <i>Mogilau</i>	
Geburtsort: <i>Mogilau</i>	
Quarantäne abgeleistet vom <i>28. 5. 52</i> bis	Quarantänelager Bischofswerda i. Sa. am <i>30. MAI 1952</i>
Entlassen nach: <i>Mogilau</i> <i>Kr. Pflanz</i> <i>P.</i>	<i>Röhm</i> (Lagerleiter)
	(Lagerarzt)

Einzigster Nachweis der siebenjährigen Gefangenschaft war diese Quarantänebescheinigung aus dem Lager der Volkssolidarität in Bischofswerda. Wie heißt es so schön: „Ich war kurz mal weg!“

Die neue Freiheit

Doch das dicke Ende kam noch. In der kommenden Woche waren viele Behördengänge zu erledigen. Im Polizeipräsidium Reichenbach musste ich mich anmelden. Das Gebäude betrat ich mit einem komischen Gefühl im Magen, denn hier hatte ich 1945 im Gefängnis gegessen, als mich die GPU jeweils zum Verhör holte.

Im Meldeamt herrschte große Verwirrung als ich meine Quarantänebescheinigung aus Bischofswerda vorlegte.

„Was soll das sein“?

„Meine Entlassungspapiere.“

„Welche Entlassungspapiere“?

„Ich war in der SU in Gefangenschaft“.

„Werden die Kriegsverbrecher schon entlassen“?

„Ich war kein Kriegsverbrecher.“

Und so ging es hin und her.

Dieselbe Prozedur beim Empfang der Lebensmittel-, Kleider- und Kohlekarte.

Mir wurde die dumme Fragerei zu viel.

Neuerdings gab ich zum Besten: „Die SS wurde 1949 entlassen, Generalfeldmarschall Paulus 1950 und ich erst 1952, daraus können Sie ersehen, welch ein großer Kriegsverbrecher ich mit 17 Jahren gewesen bin, als man mich verhaftete.“

Das half enorm.

Ich merkte sehr schnell, dass die „Staatstreue“ vieler Bürger nur gespielt war. Der neue Staat hatte nicht viele Freunde, aber niemand getraute sich etwas gegen das neue Regime zu sagen, man ließ die Politfunktionäre für sich denken. Schon so viele, die den Staat kritisierten, wurden bereits wieder abgeholt. Niemand wusste, wo sie festgehalten wurden.

Immer wieder tauchten Gerüchte auf: Sibirien.....?

Der neue Staat war allgegenwärtig, hatte um sein Herrschaftsgebiet eine große Gefängnismauer errichtet, und innerhalb dieser Mauer herrschte er über Entrechtete und Ohnmächtige.

Der neue Staat wollte den Sozialismus und Kommunismus aufbauen, denn diese Gesellschaftsformen waren gut für das Volk, wurde behauptet. Komisch war aber, dass man diese neue Gesellschaftsordnung jedem aufzwingen musste!

Wo war ich hingekommen? War die DDR ein großes Völkergefängnis? War ich von einem kleinen Lager in ein größeres gekommen? Wäre es nicht besser gewesen nach Westdeutschland zu fahren?

Immer wenn ich abends nach Hause ging, hatte ich das Gefühl beobachtet zuwerden. Es war ein ungutes Gefühl. In jeder dunklen Ecke schien jemand zu stehen. Oder bildete ich mir das nur ein?

Gab es außer der Mauer an den Grenzen auch noch eine Mauer um jeden Einzelnen herum?

Große Probleme hatte ich mit der Suche nach einer Arbeitsstelle. Trotz meiner guten kaufmännischen Vorbildung wollte es mir nicht gelingen einen Arbeitsplatz in einem kaufmännischen Betrieb zu erhalten. Wenn ich mein Abschlusszeugnis der Höheren Handelsschule zeigte, war man sehr angetan, denn mit einer derartigen Ausbildung hätte man mich sehr gerne eingestellt, wenn nicht mein siebenjähriger Aufenthalt in der großen Sowjetunion im Wege gestanden hätte. Scheinbar stand ich immer noch unter dem „Schutzschirm“ des NKWD und Co.

Der Betriebsleiter der Reichenbacher Baubetriebe stellte mich schließlich als Bauhilfsarbeiter auf einer Wismutbaustelle ein, mit dem Versprechen mich nach kurzer Zeit in seinem Betrieb im kaufmännischen Bereich zu beschäftigen. Ich war dann als Materialversorger und Fuhrparkleiter tätig.

Noch im Frühsommer 1952 bewarb ich mich für das Ingenieurstudium an der Baufachschule in Greiz. Daraufhin wurde ich zur Aufnahmeprüfung eingeladen. Nach der schriftlichen Prüfung fand die Aussprache mit dem Direktor der Schule, dem Parteisekretär und dem FDJ.-Sekretär statt. Nach der Frage, wo ich bisher gearbeitet habe, herrschte betretenes Schweigen, was mir alles sagte. Ich erhielt dann nach einer Woche die Mitteilung, dass meine Leistungen zur Aufnahmeprüfung verbesserungswürdig gewesen waren, und dass ich mich erst noch in der Praxis weiter bewähren sollte.

Meine Eingabe diesbezüglich an den Präsidenten der DDR, Wilhelm Pieck, wurde nicht beantwortet.

Kurz nach den Ereignissen um den 17. Juni 1953 erhielt ich Post aus Greiz mit der Mitteilung, dass ich am 1.9.53 mit dem Studium an der Bauschule Greiz beginnen konnte. Kein Wort mehr von der verbesserungswürdigen Aufnahmeprüfung des Vorjahres.

1956, nach Beendigung des Studiums, erhielt ich einen Arbeitsplatz im VEB Bau Plauen. Dort arbeitete ich, ohne dass ich je Mitglied der SED geworden war, bis 1990 als Bauleiter, Oberbauleiter und Produktionsdirektor.

Nach der Wende war ich Lehrer an einer Weiterbildungsakademie und arbeitete als Bauleiter im Wohnungs- und Gesellschaftsbau.